Zeitschrift für kritischen Okkultismus

und Grenzfragen des Seelenlebens

Mit Unterstützung von Dr. E. Bohn, Breslau
Dr. A. Hellwig, Potsdam · Graf Carl v. Klinckowstroem, München
Graf Perovsky-Petrovo-Solovovo, Brüssel

herausgegeben von

DR. R. BAERWALD
BERLIN

III. Band

Mit 4 Abbildungen



1 · 9 · 2 · 8

VERLAG VON FERDINAND ENKE IN STUTTGART

Hoffmannsche Buchdruckerei Felix Krais, Stuttgart

Inhalt des zweiten Bandes.

Zeitschrift für kritischen Okkultismus

und Grenzfragen des Seelenlebens

Mit Unterstützung von Dr. E. Bohn, Breslau
Dr. A. Hellwig, Potsdam · Graf Carl v. Klinckowstroem, München
Graf Perovsky-Petrovo-Solovovo, Brüssel

herausgegeben von

DR. R. BAERWALD
BERLIN

III. Band / 1. Heft
Mit 4 Abbildungen



1 · 9 · 2 · 7

VERLAG VON FERDINAND ENKE IN STUTTGART

Die Zeitschrift erscheint halbjährlich in Heften zu 80 Seiten. Zwei Hefte bilden einen Band. Der Preis eines Bandes beträgt M. 10.—

Schriftleitung der „Zeitschrift für kritischen Okkultismus“ Dr. R. Baerwald, Berlin-Halensee, Joachim-Friedrich-Straße 54, nimmt Manuskripte, Korrekturen und ähnliches entgegen.

Redaktion und Verlag setzen voraus, daß an allen für die „Zeitschrift f“ kritischen Okkultismus“ zur Veröffentlichung angenommenen Beiträgen d.. Verlage das ausschließliche Recht zur Vervielfältigung un Verbreitung bis zum Ablauf des auf das Jahr der Veröffent lichung folgenden Kalenderjahres verbleibt.

Die Herren Mitarbeiter erhalten 30 Sonderabzüge von den Originalabhand lungen unberechnet.

Weitere Sonderabzüge und solche anderer Beiträge stehen auf besondere Be stellung und gegen Berechnung zur Verfügung. Die Bestellung wolle man auf dem Korrekturbogen vermerken.

Inhalt des ersten Heftes (III. Band)

Seite

I. Originalarbeiten.

II. Verschiedenes.

III. Zeitschriftenreferate.

IV. Buchbesprechungen.

Der Hellseher von Rothenstein.

Von Landgerichtsdirektor Dr. *Albert Hellwig* in Potsdam.

Im Februar 1925 hatte ich in Erfurt in Betrugsprozessen gegen betrügerische Astrologen, Chiromanten usw. als Sachverständiger zu tun. Ich benutzte die Gelegenheit, um vor Richtern und Polizeibeamten einen Vortrag über Kriminaltelepathie und einen öffentlichen Vortrag in der Volkshochschule über Okkultismus und Wissenschaft zu halten.

Da war es mir von besonderem Interesse, daß wenige Wochen vorher in den Erfurter Zeitungen über einen Fall von angeblich erfolgreichem „Hellsehen" berichtet worden war. Regierungsrat Cortemme vom Erfurter Polizeipräsidium hatte die Liebenswürdigkeit, mir die betreffenden Zeitungen zu besorgen und vorläufige Nachforschungen anzustellen. Ihr Ergebnis lag zur Zeit meines damaligen Vortrages noch nicht vor. Ich habe einige Zeit danach an Ort und Stelle Nachforschungen angestellt, bin auch durch einen ganz ausführlichen Bericht des mit der Sache befaßten Kriminaloberwachtmeisters Roth aus Jena über die Sachlage genau unterrichtet worden und habe überdies Einblick in eine Arbeit erhalten, die Dr. med. Kolle, jetzt in Kiel, damals in Jena, der den Fall als Sachverständiger miterlebt hat, demnächst in der „Monatsschrift für Kriminalpsychologie" veröffentlichen wird. Schließlich bin ich über den betreffenden Hellseher durch Mitteilungen zahlreicher Polizeibehörden über andere Fälle, in denen er tätig geworden ist, genau informiert worden.

Die hierdurch ermöglichte eingehende Nachprüfung des Falles hat wieder einmal zu dem Ergebnis geführt, daß ein Fall, der in den Zeitungen als ein großer Erfolg eines „Hellsehers" ausposaunt worden ist, sich bei eingehender Nachprüfung als nicht im mindesten beweiskräftig, ja als reiner Bluff erweist.

Der erste Bericht über den Fall findet sich in der „Thüringer Allgemeinen Zeitung" vom 7. Januar 1925. Er lautet folgendermaßen:

„Auf den Spuren eines Verbrechens?

Wie uns berichtet wird, wurde in einem Holzgrundstück am sog. Altendorfer Hange des Rothensteiner Felsens ein Grab entdeckt, aus dem ein menschlicher Fuß hervorragte. Die sofort vom Rothensteiner Bürgermeister verständigte Kahlaer Gendarmerie stellte fest, daß tatsächlich einen Fuß unter der Erde eine in Verwesung übergegangene männliche Leiche, die mit einer Soldatenuniform bekleidet war, lag. Am Montag hat sich eine Gerichtskommission an die Fundstelle begeben, um eine Untersuchung vorzunehmen. — Bemerkenswert sind die Begleitumstände, die zur Entdeckung der Leiche geführt haben sollen. Ein seit

einiger Zeit in Rothenburg Sprechstunden abhaltender ‚Wunderdoktor' aus Zwickau soll zu einem ihn konsultierenden Landwirt aus Altendorf gesagt haben: ‚Auf Ihrem Holzgrundstück liegt eine Leiche verscharrt; der Mann ist von Kommunisten ermordet, und zwar erschlagen und erstochen worden und stammt aus Jena.' Darauf soll der Altendorfer Landwirt Nachforschungen angestellt haben, die zu dem gemeldeten Ergebnis führten. Wenn das alles richtig wiedergegeben ist, wird das Gericht festzustellen haben, wie der ‚Hellseher' zu seiner Weisheit gekommen ist. — Beachtung verdient auch, in Verbindung mit dieser Erzählung eine Wahrnehmung, die vor etwa einem Jahre die Frau des Rothensteiner Bürgermeisters gemacht haben will: Sie bemerkte fünf junge Leute, die mit einem Handwagen aus der Richtung Jena kamen und den Berg nach der Gegend hinanfuhren, wo jetzt die Leiche entdeckt worden ist. In Rothenstein geht das Gerücht, daß um jene Zeit ein Stellmachergehilfe aus Jena verschwunden sein soll."

Es ist hervorzuheben, daß hiernach der Hellseher seinem Klienten eine ganz genaue Angabe über den später auch tatsächlich gemachten Fund gemacht haben soll: In seinem Holzgrundstück liege eine Leiche verscharrt; der Mann sei von den Kommunisten erschlagen und erstochen; er stamme aus Jena. Der Landwirt soll durch diese Mitteilung des Hellsehers veranlaßt worden sein, Nachforschungen auf seinem Grundstück anzustellen und bei dieser Gelegenheit eine dort verscharrte männliche Leiche in Soldatenuniform gefunden haben.

Wenn das alles richtig wäre, so würde das allerdings ein seltsames Zusammentreffen sein, das durch bloßen Zufall kaum erklärt werden könnte. Man würde dann entweder annehmen müssen, dem Wunderdoktor sei seine Kenntnis tatsächlich durch Hellsehen geworden oder aber, er stehe in irgendeiner näheren oder ferneren Beziehung zu den Mördern und ihren etwaigen Helfershelfern. Die Redaktion der Zeitung war damals noch skeptisch und neigte offenbar zu der zweiten Annahme, denn sie setzte ja hinzu: „Wenn das alles richtig wiedergegeben ist, wird das Gericht festzustellen haben, wie der ‚Hellseher' zu seiner Weisheit gekommen ist."

Die zweite Zeitungsnotiz vom 8. Januar 1925 bewegte sich noch in der bisherigen Richtung. Sie lautete folgendermaßen:

„Der Mord von Rothenstein.

Am Rothensteiner Fels bei Jena wurde, wie wir bereits gestern mitteilten, die verscharrte und bereits in Verwesung übergegangene Leiche eines mit einer Soldatenuniform bekleideten Mannes aufgefunden. Die Thüringer Landespolizei leitete eine sofortige Untersuchung ein. Und die genauen Feststellungen haben nunmehr einwandfrei ergeben, daß es sich hierbei um einen wohlüberlegten Raubmord handelt. Wie aus der tiefen Schnittwunde am Halse des Ermordeten hervorgeht, ist das in der Nähe des Tatortes aufgefundene, zerbrochene Rasiermesser ohne Zweifel bei der Tat benutzt worden. Gestern ist nun der Vater des vor etwa drei Jahren plötz-

lich verschwundenen Otto Zorn aus Altenberg bei Kahla an die Leiche geführt worden. Dieser hat die Leiche mit Sicherheit als die seines Sohnes wiedererkannt. Der junge Mann ist seinerzeit auf dem Nachhauseweg von seiner Arbeitsstätte ermordet und im Walde verscharrt worden. — Den Tätern ist man auf der Spur."

Auch hier also von der Annahme oder gar der Überzeugung, daß es sich um einen Fall von „Hellsehen" handle, noch keine Spur.

Schon am nächsten Tage aber wendet sich das Blatt. Unter der Überschrift „Der Hellseher von Rothenstein" veröffentlichte die „Thüringer Allgemeine Zeitung" in Erfurt am 9. Januar 1925 folgende Skizze von einem mir sonst nicht bekannten Schriftsteller John Freeman, auf die die Schriftleitung in einer redaktionellen Notiz ausdrücklich als auf einen die „Leser gewiß interessierenden Beitrag" noch aufmerksam machte. Diese Skizze hat folgenden Wortlaut:

„Es heißt bekanntlich im Volksmund: Die Sonne bringt es an den Tag. Das ist natürlich nur symbolisch zu verstehen, und meistens ist es ja auch irgendeine andere Kraft als gerade die Sonne, wodurch das Geheimnis einer Missetat ruchbar wird. Es ist nicht das erstemal, daß ein Hellseher eine verborgene Tat aufdeckt. Der Hellseher aus der Zwickauer Gegend, der sich von Zeit zu Zeit in der Umgebung von Jena als Wunderdoktor betätigt, hat jedenfalls das Hauptverdienst an der Aufdeckung des Mordes vom Rothensteiner Fels. Dieser Wunderdoktor trat vor nicht langer Zeit über die Schwelle des Hauses, das dem bei Rothenstein ansässigen Landmann Schmidt gehört. Schmidt hatte ein krankes Kind und der Wunderdoktor kam ihm recht gelegen. Bei dieser Gelegenheit nun wurde der Wundermann von einer seiner hellseherischen Anwandlungen ergriffen und er sah gleichsam wie eine Vision einen Leichnam auf dem Waldstück vergraben, das eben dem Schmidt gehört.

‚Grabt einmal auf Euerem Grund,' sagte der Hellseher, ‚ich sehe dort einen vergrabenen Körper. Vielleicht ist's ein Reh. Es kann aber auch ein Mensch sein.'

‚Wie!' rief entsetzt, und doch halb belustigt, Schmidt, ‚ein Mensch?' Er sah den Hellseher ungläubig an. Aber — es war doch der Hellseher, der so manches schon vorher gesagt. Einmal, vor 3 Jahren, soll er sogar einen Mörder mit Hilfe seiner Seherkraft ausfindig gemacht haben. Wie gesagt, ein Wundermann. Nachdem er seine Verordnungen zur Heilung des Kindes gegeben, verabschiedete er sich. Schmidt aber fühlte sich dann wirklich getrieben, einen Gang über seine Waldparzelle zu machen. Es ist ein nur kleiner Waldstreifen oben am Rothensteiner Fels. Da war nun eine Stelle, die dem Schmidt auffiel. Er hatte den Eindruck, daß dort gegraben worden war, und er fuhr mit seinem Stock in den dabei sichtbaren Kaninchenbau, wobei er ein wenig von dem Sand beiseite drückte. Und nun gewahrte er einen Stiefel, grub weiter, fand ein mit einer Wickelgamasche umschlungenes Bein, und — und grub nicht weiter, sondern es wurde ihm recht unheimlich zumute an diesem schauerlichen Orte im einsamen Wald. So ging er denn rasch durch das Dickicht und benachrichtigte den Landjäger.

Auch der Bürgermeister von Rothenstein wurde von dem Fund in Kenntnis gesetzt. Nun war die Kriminalpolizei bald benachrichtigt, die Leiche wurde ausgegraben und man fand so einen mit einer Soldatenuniform bekleideten Mann. Eine Absuchung des Tatortes brachte ein Rasiermesser zum Vorschein, dessen rostige Klinge abgebrochen war. Der Tote wurde in das Pathologische Institut nach Jena gebracht, wo man dann bald feststellte, daß der Hals des Ermordeten einen tiefen Schnitt aufwies.

In Altenberg aber vermißte man seit 1921 einen jungen Arbeiter namens Otto Zorn, der eines Tages von seiner Arbeitsstätte nicht mehr nach Hause gekommen ist. Der Vater glaubte zwar, sein Sohn sei damals in den unruhigen Tagen aus Deutschland fortgezogen oder in die Fremdenlegion verschleppt worden. An eine Ermordung seines Sohnes dachte er sonderbarerweise am wenigsten. Gestern hat man den alten Mann nun an die Liegestatt des Toten gerufen, und er glaubte, seinen vermißten Sohn bestimmt wieder zu erkennen. Zur endgültigen Rekognoszierung des meuchlerisch Gemordeten wird heute die Mutter herbeigerufen. Ein schlimmes Wiedersehen!

Und die Täter?... Wir wollen nicht vorgreifen. Aber man wird in Kürze weiteres darüber vernehmen.

Wenn der Zwickauer Hellseher einen neuen Beweis seiner geheimnisvollen Kräfte geben will, so muß er sich beeilen, denn sonst ist die Kriminalpolizei rascher zur Hand als er."

Während in den ersten beiden kurzen Berichten wenigstens der Versuch gemacht worden war, den Sachverhalt wirklichkeitsgetreu wiederzugeben — dieser Versuch ist allerdings nicht ganz gelungen —, wird in dieser Skizze schon durch die feuilletonartige Schreibweise fast mit Notwendigkeit ein Moment hineingetragen, das in hohem Maße geeignet war, den Sachverhalt noch weiter unbewußt zu verfälschen und dem Leser ein falsches Bild von dem Vorgang zu geben. Und überdies wird in diesem Artikel im Gegensatz zu der bisherigen ruhigen und nüchternen Auffassung der Schriftleitung — die allerdings auch nicht das Richtige getroffen hat — die Überzeugung ausgesprochen, daß sich die angeblich zutreffenden Angaben des Wunderdoktors nur durch „Hellsehen" erklären ließen. Ja es wird, über diesen Fall hinausgehend, auf die Leser aber auch für die Beurteilung des Rothensteiner Falles suggestiv einwirkend, die Behauptung aufgestellt, es sei nicht das erste Mal, daß ein Hellseher eine verborgene Tatsache aufdecke; der Zwickauer Hellseher habe das Hauptverdienst an der Aufdeckung des Mordes. Und am Schluß wird die Erwartung ausgesprochen, daß der Hellseher auch den oder die Täter durch seine Gabe des Hellsehens ermitteln werde: „Wenn der Zwickauer Hellseher einen neuen Beweis seiner geheimnisvollen Kräfte geben will, so muß er sich beeilen, denn sonst ist die Kriminalpolizei rascher zur Hand als er." Nun, jedenfalls hat sich Herr John Freeman als ein schlechter Prophet erwiesen: denn weder die Kriminalpolizei noch auch der Zwickauer Hellseher trotz seiner „geheimnisvollen Kräfte" haben bisher das Dunkel zu lichten vermocht, das über diesem Fall lagert.

Es ist psychologisch interessant, wie die bisher berichteten Tatsachen in der Skizze von John Freeman umgemodelt werden. Hiernach ist die Angabe des Hellsehers bei weitem nicht so frappierend, wie sie nach dem ersten Zeitungsbericht scheinen mußte: Der Hellseher soll keineswegs mit Bestimmtheit erklärt haben, daß auf dem Waldgrundstück seines Klienten die Leiche eines von den Kommunisten ermordeten Mannes verscharrt liege, sondern soll nur gesagt haben: „Grabt einmal auf Euerem Grund! Ich sehe dort einen vergrabenen Körper. Vielleicht ist's ein Reh. Es kann aber auch ein Mensch sein." In Übereinstimmung mit dem bisher in der Zeitung Berichteten wird dann gleichfalls behauptet, der Landmann sei durch diese Mitteilung des Hellsehers zu Nachforschungen veranlaßt worden. Schließlich wird gleichfalls die Angabe übernommen, daß die Leiche schon rekognosziert worden sei.

Interessant ist nun, daß die Tatsachen in diesem Feuilleton richtiger wiedergegeben sind als in den ersten kurzen tatsächlichen Berichten, wenngleich keineswegs im wesentlichen ganz richtig. Hier haben vielleicht an Ort und Stelle angestellte Ermittlungen des Verfassers dazu beigetragen, die naheliegende Gefahr einer weiteren Verfälschung der Berichte durch den feuilletonartigen Charakter der Skizze glücklich zu vermeiden. Dagegen ist typisch die Verwirrung, die durch den Glauben an die „geheimnisvollen Kräfte" des „Hellsehers" künstlich in den Fall hineingetragen worden ist und so als Ganzes genommen trotz der weniger falsch berichteten Tatsachen geeignet ist, eine weit weniger richtige Vorstellung von dem wahren Sachverhalt zu erwecken als die kurzen Zeitungsnotizen.

In Wirklichkeit ist nach den amtlichen Materialien, die durch meine Unterredungen an Ort und Stelle mit mehreren Personen, denen der Sachverhalt genau bekannt ist, mit dem Landjäger, der die ersten Erhebungen gemacht hat, mit dem Pfarrer und dem Lehrer in Rothenstein sowie mit dem Kriminaloberwachtmeister Roth in Jena, der sich durch seine eingehende objektive Untersuchung und Darstellung dieses Falles ein besonderes Verdienst erworben hat, bestätigt worden sind, der Sachverhalt, soweit er sich aus den Bekundungen des Hellsehers und der Zeugen, insbesondere des betreffenden Landwirts rekonstruieren lassen, soweit er uns hier interessiert, folgender:

Bei seiner ersten Vernehmung durch Roth gab der Landwirt an, gelegentlich einer Behandlung durch den Magnetopathen Richter habe dieser ihm gesagt, er würde in der Waldhänge etwas finden. Als Richter nach dem Auffinden der Leiche, das ganz zufällig geschah, ohne daß der Landwirt etwa auf Grund der Angabe des Hellsehers auf seinem Grundstück gesucht hätte, von dem Gemeindevorsteher befragt wurde, erklärte er, er hätte nicht sagen können, ob Wild oder ein Mensch dort vergraben sei.

Am 19. Januar 1925 vernahm Roth den R. persönlich. Er ließ sich u. a. eine Beschreibung des Toten durch den Hellseher geben. Dabei stellte es sich heraus, daß die Beschreibung auf den Toten gar nicht paßte: der Hellseher beschrieb den Toten als kleiner, als er tatsächlich war und sagte unrichtigerweise auch, er habe langes blondes Haar. Er meinte, es könne

sich um einen Viehhändler von auswärts handeln, der von zwei Männern, einem großen und einem kleinen, an seinen langen Haaren rücklings niedergerissen und getötet worden sei. Näheres über die Täter könne er nicht sagen. Er leiste keine Gewähr dafür, daß die von ihm gesehenen Bilder tatsächlich richtig seien, und halte Mißerfolge für durchaus möglich.

Am 6. März wurde der Landwirt durch Roth abermals vernommen. Über die Angabe Richters sagte er dabei folgendes: „Was ich finden werde, hat er nicht gesagt. Von einem Reh oder Mensch war keine Rede. Er hat nur gesagt, ich würde an einer Waldhänge etwas finden.“ Wichtig ist auch, daß der Klient auf diese Angabe des Hellsehers seiner eigenen Äußerung nach gar nichts gegeben hat und nicht etwa durch sie zu Nachforschungen auf seinem Grundstück veranlaßt worden ist: „Ich habe nicht näher nachgefragt danach, habe auch der Sache keinerlei Bedeutung beigemessen und mir gedacht, es würde nicht viel sein, das ich wohl finden würde. Von meinem Besitztum ist nicht gesprochen worden, besonders nicht davon, daß ich ein Waldgrundstück besaß. Weil ich von dieser Redensart nicht viel hielt, habe ich auch niemand etwas gesagt davon. Um diese Zeit habe ich sehr in meinem Waldgrundstück mit Unterbrechungen gearbeitet. Ich habe aber dabei nicht nach etwas gesucht. meist an die Äußerung von Richter nicht mehr gedacht. Nur ab und zu kam mir die Sache nochmals in den Sinn.“ Auffallend ist ferner auch das Verhalten Richters, als ihm der Landwirt von seinem Funde, der auf einen Mord schließen ließ, Mitteilung machte. Man sollte annehmen, daß Richter dabei zum Ausdruck gebracht hätte, daß er ihm ja vorausgesagt habe, er werde die Leiche eines Menschen oder ein Stück Wild auf seinem Grundstück verscharrt finden. In Wirklichkeit hat Richter aber nur geäußert, das müsse sofort gemeldet werden. „Das ist alles gewesen, was er gesagt hat, und sonst ist über den Fund zwischen mir und ihm kein Wort gewechselt worden. Ob Richter sich auf seine frühere Mitteilung noch entsinnen konnte, kann ich nicht sagen. Ich habe ihn nicht gefragt, auch sonst keine Fragen in dieser Sache an ihn gerichtet... Alles was darüber erzählt und in der Zeitung geschrieben wurde, beruht auf Unwahrheit. Ob Richter bei seiner Äußerung an einen Menschen gedacht hat, den ich finden sollte, ist mir unbekannt. Er hat mir gegenüber solche Vermutungen nicht ausgesprochen.“

Bei seiner nochmaligen Vernehmung gab der angebliche Hellseher an, er habe sich, als ihm der Landwirt von dem Leichenfunde Mitteilung gemacht habe, nicht gleich erinnern können, was er ihm vorher gesagt habe, da ihm das, was er seinen Besuchern durch Hellsehen sage, häufig nicht mehr in Erinnerung sei.

Hiernach ist der ganze Sachverhalt also ganz wesentlich anders als es nach den Zeitungsberichten scheinen mußte, selbst dann, wenn man als wahr unterstellt, daß es sich nicht um einen abgekarteten Reklametrick des Wunderdoktors in Zusammenarbeit mit einem getreuen Patienten gehandelt hat, und wenn man ferner die Möglichkeit nicht berücksichtigt, daß der Landwirt gutgläubig einer Erinnerungstäuschung zum Opfer ge-

fallen ist, indem er sich einbildete, Richter habe eine Voraussage gemacht, während Richter nichts darauf Bezügliches gesagt habe.

Selbst wenn man von diesen beiden Möglichkeiten, die ernsthaft erörtert werden könnten, gänzlich absieht, ist der Fall keineswegs als beweiskräftig für die „geheimnisvollen Kräfte" des „Hellsehers" anzusehen, und zwar aus folgenden Gründen:

Richter hat seinem Klienten lediglich gesagt, daß er etwas in der Waldhänge finden werde. Er hat nicht gesagt, daß er etwas auf seinem eigenen Waldgrundstück finden werde. Er hat auch nicht gesagt, daß er ein Reh oder eine menschliche Leiche auf dem Waldgrundstück verscharrt finden werde. Er hat ferner nicht gesagt, wann er etwas finden werde. Es handelt sich also um eine Prophezeiung, die auf tausenderlei Art verwirklicht werden konnte und die sich ebenso erfüllt hätte, wenn der Landwirt nach Jahr und Tag auf einem fremden Waldgrundstück einen alten Stiefel oder einen verlorenen Handschuh gefunden haben würde.

Die Äußerung Richters ist — wenn sie überhaupt gefallen ist — jedenfalls nicht eindringlich und bestimmt gewesen, denn sonst hätte der Klient des Wunderdoktors, der doch in seinem Bann steht, sicherlich weit mehr Gewicht auf diese Worte des Hellsehers gelegt. Er würde dann mit Vorbedacht Nachforschungen auf seinem Grundstück angestellt haben — wie dies die Zeitungen als angebliche Tatsache auch berichtet haben —, während er in Wirklichkeit dies nicht getan, sondern den Fund ganz zufällig gemacht hat. Auch das deutet übrigens, wie mir scheint, sehr darauf hin, daß Richter in der Tat nicht von einer vergrabenen Leiche gesprochen hat, da dies sonst unbedingt Eindruck gemacht haben müßte. Auch das Verhalten des Landwirts nach Auffinden der Leiche liegt in der gleichen Richtung: würde er den Eindruck gehabt haben, daß sich eine Prophezeiung Richters erfüllt hätte, so würde er diese angebliche Erfüllung der Prophezeiung dem Wunderdoktor unter Ausdrücken des Staunens und der Anerkennung sofort überbracht haben. In Wirklichkeit hat er aber erst während der Behandlung so nebenbei Mitteilung gemacht und hierbei in keiner Weise zum Ausdruck gebracht, daß sich die Prophezeiung verwirklicht habe. Er scheint also damals selbst nicht der Meinung gewesen zu sein, daß sich etwas Besonderes zugetragen habe. Und schließlich paßt auch noch das Verhalten Richters gelegentlich jener Mitteilung zu dieser Annahme: er brachte in keiner Weise auch nur mit einem einzigen Worte zum Ausdruck, daß es sich ja um die Erfüllung seiner Prophezeiung handle. Alles, was die Zeitungen über Gespräche Richters mit seinem Klienten nach Auffindung der Leiche gebracht hatten, paßte zwar wunderschön in die Hypothese, daß es sich um eine erfüllte Prophezeiung handle — doch war alles dies nur Phantasterei ohne tatsächlichen Hintergrund!

Was in den Zeitungen darüber berichtet worden ist, daß der Hellseher gesagt habe, der Mann sei von den Kommunisten erschlagen und erstochen worden, ist auch frei erfunden, im übrigen nicht nachprüfbar. Desgleichen nicht die Roth gegenüber gemachte Bekundung über die Ausführung der Tat.

Was nachprüfbar ist, das ist die Beschreibung der Leiche durch den Hellseher. Und hier läßt sich feststellen, daß hierbei den Hellseher seine hellseherische Gabe offenbar im Stich gelassen hat.

Auch besonnene Okkultisten, die von der Tatsächlichkeit von Telepathie und Hellsehen überzeugt sind, werden mir zugeben, daß das, was von den angeblich „geheimnisvollen Kräften" des Zwickauer Hellsehers übrig geblieben ist, nicht ausreicht, um diesen Fall als einen einigermaßen beweiskräftigen Fall anzusehen, auch wenn man nicht gar zu hohe Anforderungen an die Beweiskraft stellt. Lehrreich ist der Fall, weil er wieder einmal zeigt, daß man auf Fälle angeblichen Hellsehens, die sich nicht wirklich zuverlässig nachprüfen lassen, nicht das geringste geben darf, wenn man nicht auf Sand bauen will. Des weiteren gibt er uns Anlaß, immer wieder die ihrer großen Verantwortung sich bewußte Presse zu bitten, mit größerer Vorsicht, als dies vielfach geschieht, auf diesem heiklen und undurchsichtigen Gebiet vorzugehen. Sie muß sich klar darüber sein, daß auf Hunderttausende auch heute noch das gedruckte Wort eine ungeheuere Suggestivkraft ausübt und daß Behauptungen, die sich in den Zeitungen finden, von zahllosen Lesern ohne jede Kritik für bare Münze genommen werden. Ist durch Sätze wie die, daß in diesem Falle der Hellseher das Hauptverdienst an der Aufklärung des Mordes habe und daß dies nicht der erste Fall sei, in welchem ein Hellseher eine verborgene Tat aufdecke, den Lesern erst einmal der Gedanke eingehämmert worden, daß dies der Fall sei, so helfen alle später einmal nachhinkenden Aufklärungen meist nicht allzuviel, ganz abgesehen davon, daß sie in der Regel doch nur einem sehr kleinen Teil der Leser der ersten Nachrichten über den geheimnisvollen Fall bekannt werden. Die Bitte um weitgehende Zurückhaltung und um strenge Kritik ist also nur gar zu sehr berechtigt!

Über die „hellseherischen" Kräfte Richters will ich mich hier nicht weiter äußern, desgleichen nicht über seine Persönlichkeit. Kolle wird auf Grund von Versuchen, die er mit Richter anläßlich eines anderen praktischen Falles angestellt hat, an anderer Stelle darlegen und beweisen, daß von irgendwelchen supranormalen Fähigkeiten Richters auch nicht erntfernt die Rede sein kann. Als Beleg hierfür könnte ich auch zahlreiche andere mir bekannte Fälle anführen, in denen sich Richter als Kriminaltelepath versucht hat. Was seine Persönlichkeit anbetrifft, so neige ich auf Grund meiner bisherigen Materialien im Gegensatz zu Roth, der wenigstens Richters nachträgliche Angabe, er habe nicht sagen können, ob es sich um eine menschliche Leiche oder um ein Reh handle — während er in Wirklichkeit sich über den Gegenstand, der gefunden werden würde, ja überhaupt nicht geäußert hatte — für einen bewußten Schwindel hält, dazu Richter für einen gutgläubigen Phantasten zu halten.

Vielleicht finde ich später einmal Gelegenheit, Näheres über ihn mitzuteilen.

Zur Geschichte der Pseudotelepathie.

Von Graf *Carl v. Klinckowstroem.*

Die Künste, die uns die Pseudotelepathen oder Pseudohellseher auf der Varietébühne vorführen, kann man als einen Sonderfall der geheimen Nachrichtenübermittlung überhaupt auffassen, und wenn man dieser geschichtlich nachgehen wollte, so würde uns das in die Zeit der Antike zurückführen. Dazu gehören in erster Linie die Kryptographie oder Steganographie: die Geheimschrift, und die Zeichensprache, das ist „eine solche, worin man sich verabredeter Zeichen bedient, deren Deutung sonst niemandem bekannt ist, um anderen seine Gedanken mitzuteilen"[1]). Auch die schon den Alten bekannte Finger- und Gebärdensprache ist hier zu nennen, mit der sie es verstanden, ihre Gedanken, ohne ein Wort zu sprechen, zum Ausdruck zu bringen[2]). Ein altes Sinngedicht über die Pantomimen, das Joh. Gottwerth Müller übersetzt hat, schließt mit zwei Versen, die ebenso gut auf die neuere pseudotelepathische Kunst passen würden, der unsere Untersuchung gilt:

> Zu Zungen werden ihm des ganzen Leibes Glieder,
> Und diese seltne Kunst spricht durch verschloss'nen Mund.

Andeutungen über geheime Nachrichtenübermittlung in unserem Sinne finden sich u. a. schon bei Giov. B. Porta in einem zuerst 1563 zu Neapel erschienenen Werk „De furtivis literarum notis vulge de Ziferis libri IIII", einem Buch, das von Geheimschrift handelt. Und ebenso in dem „Mercury or the secret and swift messenger, showing how a man may with privacy and spead communicate his thoughts to a friend at any distance", London 1641, das den vielseitigen gelehrten englischen Bischof John Wilkins zum Verfasser hat. Dieser kennt verschiedene Verfahren der geheimen Nachrichtenübermittlung durch vereinbarte Worte, Schrift, Signale usw. Er unterscheidet zwei Arten: 1. Kundgebung eines versteckten Sinnes der Nachricht durch Erfindung neugeprägter Worte von besonderer, vorher vereinbarter Bedeutung; und 2. durch Verwendung der gebräuchlichen Worte, die aber durch Inversion, durch Transmutation (Umstellung bestimmter Buchstaben), durch Abbreviaturen usw. für den nicht Eingeweihten keinen Sinn ergeben. Ferner erörtert er verabredete Signalsysteme, die Gebärden- und Taubstummensprache usw.

Ein für die frühe Geschichte der betrügerischen Magie und der Taschenspielkunst wichtiges Werk ist Reginald Scots „Discovery of Witchcraft", London 1584, das über allerhand Tricks Aufschluß gibt und zu seiner Zeit viel gelesen wurde. Unter anderem findet sich hier bereits (Buch 13, Kap. 30, S. 338) eine Vorführung beschrieben, die im Prinzip ganz denen der mit einem Gehilfen arbeitenden Pseudotelepathen ent-

[1]) G. Chr. B. Busch, Handbuch der Erfindungen, 4. Aufl., Bd. XII, S. 435. Eisenach 1822.

[2]) (F. Groschuff), Kurze Abhandlung von der Händesprache. Kassel 1750.

spricht. „Gehe mit Deinem Gehilfen, der einen ganz unbeteiligten Eindruck machen muß oder gar den Anschein erwecken muß, als sei er gegen Dich eingestellt, eine Wette ein, daß Du, hinter einer Tür stehend, am Klang von Geldmünzen erkennen kannst, ob die Kopf- oder die Wappenseite oben liegt. Wenn Du hinausgegangen bist und er die Münze geworfen hat, so muß er fragen ‚Was ist es', wenn die Wappenseite, und ‚Was ist', wenn die Kopfseite nach oben zu liegen gekommen ist. Oder Ihr bedient Euch anderer verabredeter Zeichen, und Du wirst nicht verfehlen, richtig zu raten. Auf diese Weise kannst Du, wenn Du erfinderisch bist, hunderte von anscheinend wunderbaren Dingen tun, die geheimen Gedanken eines Menschen erraten oder fern gesprochene Worte angeben"[3]).

Hierher gehört auch eine aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts stammende Ankündigung eines gewissen W. Sahm über die Kunstfertigkeit eines jungen Amsterdamer Mädchens, von der H. Houdini nach dem in seinem Besitz befindlichen Exemplar zu berichten weiß („The unmasking of Robert-Houdin", New York 1908, S. 215—216). Dieses Mädchen erriet darnach Gedanken, z. B. das Alter eines jeden Anwesenden, ob er verheiratet ist, wieviele Kinder er hat; es erriet Art und Prägungsjahr von Münzen, heimlich aufgeschriebene Zahlen usw. Vermutlich arbeitete diese Hellseherin mit ihrem Impresario zusammen nach einem vereinbarten Signalsystem. Der von Houdini reproduzierte Holzschnitt aus der Ankündigung trägt die Jahreszahl 1697.

Eine geheime Signalübermittlung finden wir ferner schon sehr früh bei den Tierdresseuren in Anwendung. Der Augsburger Rudolf Lang hat 1740 eine sehr interessante, mit Kupferstichen gezierte Anleitung veröffentlicht, wie man Hunde zu allerhand verblüffenden Kunststücken abrichten kann[4]). Die Hunde werden, von Lektion zu Lektion fortschreitend, allmählich dahin gebracht, auf unmerkliche Zeichen zu reagieren, die den Zuschauern verborgen bleiben. So gibt z. B. der Hund an, wieviel eine Person gewürfelt hat, und zwar bellt er fünfmal bei fünf Punkten. Interessant ist, wie der Hund abgerichtet wird, auf Wunsch des Vorführenden zu bellen. Zuerst wird dem Tier beigebracht, auf Befehl („Wie spricht der Hund?") zu bellen. „Und je öfter man dieses Wort sagt, so sagt man es immer stiller, da wird der Hund auf des Menschen Maul acht haben; und wann er auf der letzt, nur das Maul rührt, so wird er schon anheben zu bellen; daß er aber aufhört, wann mans haben will, so darff man nur seine Hand vom Bauch thun, worinen man die Bröcklein hat..." Der Dresseur hält nämlich die eine Hand mit Fleischbrocken (als Dressurmittel) vor seinen Leib. Nimmt er die Hand aus dieser Stellung, so denkt der Hund, er bekomme jetzt seine Belohnung und hört auf zu bellen. Der Künstler bedient sich also optischer und akustischer Signale, die dem

---

[3]) Den Hinweis auf diese Stelle verdanke ich Herrn Sidney W. Clarke, dem Herausgeber der führenden englischen magischen Zeitschrift „Annals of Conjuring", der mir auch noch weitere schätzbare Mitteilungen hat zukommen lassen.

[4]) Rud. Lang, Die von mir auf das höchst gebrachte Natürliche Zauberey ... 3 Teile. Augsburg 1740. Quer 8°.

Uneingeweihten verborgen bleiben. Lang beschreibt ein ganz ausgebildetes System für die verschiedensten Kunststücke.

Auch andere Tiere wurden ähnlich abgerichtet. Joh. Beckmann[5]) spricht von der Abrichtung von Pferden, „so daß sie auf so geringe Zeichen, welche selbst den aufmerksamsten Zuschauern unmerklich sind, Handlungen vornehmen, welche dem, der die Kunst nicht kennet, wahren Verstand zu verrathen scheinen“, als von etwas bekanntem. „Hunde, welche so wie jene Pferde abgerichtet worden, sind schon im 6. Jahrhundert bewundert worden“ (Theophanes' „Chronographia“, ed. Paris 1655, beim Jahr 543). Von solchen Pferden weiß auch Gottfr. Immanuel Wenzel[6]) zu berichten, die sich vollkommen auf die Augensprache des Besitzers verstanden. „Nur einen Wink, nur einen Blick, und das Pferd wußte, was es zu tun hatte.“ Ein solches kluges Pferd wurde 1732 auf dem Markte zu St. Germain gezeigt. „Unter andern Kunststücken, die von seiner Gelehrigkeit und seinem Fleiße zeugten, und mit einer außerordentlichen Vollkommenheit von ihm ins Werk gerichtet wurden, konnte es auch durch Aufschlagen mit dem Fuße auf die Erde die Anzahl der Augen angeben, die auf dem Kartenblatte befindlich waren, die ein Mensch aus einem Spiel Karten ausgezogen hatte“ usw. Ähnliches erzählt Wenzel von einem dressierten Hirsch, den er in Heilbronn gesehen hatte. „Das Auge des Hirschen war ununterbrochen auf den Jäger hingerichtet. Nur Winke gab dieser dem Thiere, und es wußte, was es machen sollte.“

Wir finden also auch bei den Tierdresseuren bereits sehr früh Signal- und Codesysteme in Anwendung, wie die Bühnenhellseher sie benützen. Trotzdem ist dies nur als eine Parallelerscheinung anzusehen, und ich habe nicht gefunden, daß die Mittel der Tierdressur eine Anregung zu bühnentelepathischen Vorführungen gegeben hätten.

Das gleiche gilt von einer anderen Parallele, die ganz vereinzelt geblieben zu sein scheint, obwohl sie der Pseudotelepathie schon sehr nahesteht. Woher diese selbst entstanden ist, werden wir später zu untersuchen haben.

Zu der Zeit, da Bergsträssers optischer Telegraph von sich reden machte, hatte ein Lübecker Perückenmacher, namens Georg Wilhelm Pfingsten, ein akustisches Signalsystem erdacht, das er mit seinem elfjährigen Sohn in Lübeck vorführte[7]). Er bediente sich dazu einer Trommel. Der Knabe stand unter den Zuschauern auf einer Gallerie und übersetzte sogleich alles, was der Vater trommelte. Dieser hatte ein Buch, worin allerhand Redensarten standen, vor sich, in welches die Zuschauer mit hineinblickten. Letztere bezeichneten dem Vater bestimmte Sätze und hörten stets richtig die betreffenden Worte von dem Knaben wiederholen, die sie geschrieben sahen. Ferner nahm der Künstler von jedem Beliebigen

---

[5]) Beckmann, Beyträge zur Geschichte der Erfindungen, Bd. IV, S. 88. Leipzig 1799.

[6]) Wenzel, Die natürlichen Zauberkräfte des Menschen. Wien 1800, S. 12—13.

[7]) „Berlinische Monatsschrift“, September 1786, S. 276 ff.: „Zeichensprache oder Signale“.

versiegelte Zettel an, die er erst öffnete, wenn der Sohn sich auf die Gallerie begeben hatte, trommelte alsdann, und der Knabe sagte alles richtig her. „Man wählte mit Fleiß hierzu allerlei seltsame Sachen: z. B. Rechnungen, worin vielerlei Zahlen vorkamen, und auch Münzsorten, die dem Knaben gewiß unbekannt waren, auch Sentenzen in fremden Sprachen; aber alles ward richtig angegeben. Beim Anhören kann man nicht glauben, daß jeder einzelne Buchstabe ausgedrückt werde, weil eine ziemlich lange Sentenz nur so sehr kurze Zeit beim Trommeln erfordert. Desto wunderbarer ist es, daß der Sohn genau anzugeben weiß, welche Unterscheidungszeichen gebraucht sind, welche Wörter mit großen Lettern geschrieben worden, wenn orthographische Fehler begangen sind usw." Das gleiche brachte der kunstreiche Perückenmacher mittelst Flöten- und Violinspiels fertig. Alle bewunderten die Geschwindigkeit und Genauigkeit, mit der die Übermittlung der getrommelten Sätze geschah. Die Trommelsprache steht übrigens auch bei manchen Naturvölkern, so in Kamerun, bei den Melanesiern und bei manchen südamerikanischen Indianern in höchster Ausbildung. Diese besitzen damit einen außerordentlich schnell arbeitenden akustischen Telegraphen[8]).

Um diese Zeit waren nun auch schon bei einer besonderen Art von herumreisenden „Künstlern" akustische Signalsysteme für besondere Zwecke in Gebrauch, die in der Tat schon mehr oder weniger auf Pseudohellsehen hinausliefen. Während bei Pfingsten die Übermittlung der Worte und Sätze durch die jedermann hörbare Trommelsprache erfolgte, das Wunderbare also nur in der geschickten Anwendung dieses akustischen Signalsystems bestand, suchten die erwähnten „Künstler" eine solche Wirkung dadurch zu erzielen, daß sie mit versteckten Helfershelfern arbeiteten. Ich meine hier die Gaukler, die mit „sprechenden" Köpfen oder Puppen herumzogen, die aber oft riskieren mußten, von dem erbosten Publikum mißhandelt zu werden, wenn dieses den plumpen Trick durchschaute und sich um sein Eintrittsgeld betrogen fühlte. Diese Gaukler, die meist nicht einmal über besondere taschenspielerische Fertigkeiten verfügten, übten in der Tat insofern einen Betrug aus, als sie vorgaben, daß die von ihnen gezeigten Figuren „Sprechmaschinen" seien, und indem sie weiterhin behaupteten, diese Figuren leisteten „Übernatürliches", was ja in der Zeit eines Cagliostro und Schrepfer nicht wundernehmen kann.

So reiste z. B. in den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts der „Mechanikus" L. Müller mit einer Frauenbüste herum, die eine Trompete vor dem Munde hatte und an einem Haken an der Wand aufgehängt wurde[9]). Die „Schöne Karoline" antwortete auf alle Fragen, die durch Vermittlung des „Künstlers" aus dem Publikum an sie gestellt wurden. Karsten berichtet über diese „Maschine", die mittelst verborgener Sprachrohre von einem Nebenzimmer aus durch eine versteckte Hilfsperson bedient wurde, u. a.: „Auffallender hingegen schien es, daß er (Müller)

---

[8]) Vgl. F. M. Feldhaus, Die Technik der Vorzeit . . ., Sp. 1133/34. Leipzig 1914.

[9]) „Berlinische Monatsschrift", August 1789, S. 182 ff., Mitteilung von L. G. Karsten.

sich ein Stück Geld geben ließ, dies zwischen Karten legte, es dem Geber verdeckt zurückgab und nun die Puppe fragte: was für ein Stück? und in welchem Jahre es geprägt sei? Beides ward immer richtig beantwortet, auch wenn das Geldstück noch so abgerieben und unkenntlich war." Hier gab also die Puppe bzw. die verborgene Hilfsperson eine Antwort, die ihr nur durch die Fragestellung des Vorführenden, vom Publikum unbemerkt, in den Mund gelegt sein konnte. Mit anderen Worten: in diesem verabredeten Frage- und Antwortspiel haben wir die ersten primitiven Anfänge der verschiedenartigen Codesysteme zu erblicken, deren sich die Bühnentelepathen zu bedienen pflegen.

Ähnlich wie Müller arbeiteten eine ganze Anzahl Gaukler und Scharlatane, die den zu allen Zeiten blühenden Hang des Menschen zum Wunderbaren und Geheimnisvollen ausbeuteten. Ebensolche Vexiersprechmaschinen, wie die schöne Karoline, waren die „Kleine Engländerin", der „Bramine oder das weissagende Orakel" usw., die in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts Aufsehen erregten. Daß die jeweilige Antwort durch den Gaukler dem versteckten Gehilfen mittelst „abgeredeter Zeichen" übermittelt wird, ist dem Göttinger Prof. Joh. Beckmann gegen das Versprechen der Verschwiegenheit von einem dieser Gaukler verraten worden (a. a. O., S. 113), doch gibt Beckmann über das verwendete Codesystem keine Auskunft. Eine solche erhalten wir erstmals in einer sehr interssanten anonymen Schrift von H. M. Brunner aus dem Jahre 1798[10]). Er bezeichnet dieses System als „Maschinen-Technologie". „Maschinen-Technologie", sagt Brunner, „heißt so viel, als einen anderen durch Worte täuschen. Ich will mir die Augen verbinden und mich in ein finsteres Zimmer führen lassen, will aber gleichwohl wissen, welche Farbe man unter vielen anderen gewählt hat — welche Karte man gezogen — die Sorte Geld und das Gepräge — wieviel Augen auf den Würfeln, die man geworfen hat und wieviel der Zeiger auf jeder Uhr zeigt. Nur muß ich mit dem, der mich fragt, und mit dem Schallwort bekannt sein. Schallwort heißt das erste Wort bei jeder Frage. Der Deutlichkeit wegen will ich sie in tabellarische Ordnung setzen..." Diese Tabelle enthält 72 Fragen, von denen jede mit einem anderen „Schallwort" beginnt. Brunner gibt mehrere Beispiele, wie nach dieser Methode zu verfahren ist. Zum Beispiel:

„Frage: Weißt Du, wer ins Zimmer getreten?
Antw.: Ein Herr.
Frage: Aber was ist der Herr?

[10]) Ausführliche Beschreibung der Sprachmaschinen oder sprechenden Figuren... Mit 2 Kupfertafeln, Nürnberg 1798. — Mehrere hierher gehörige Schriften, in denen ich Aufschluß über die uns beschäftigende Frage zu finden hoffte, hat mir nicht einmal das Auskunftsbureau der deutschen Bibliotheken in Berlin nachweisen können. Das sind: „Das Gedankenspiel oder Kunst, der Menschen Gedanken zu erforschen". Halle 1782. — „The speaking figure and the automaton chessplayer exposed and detected". London 1784. — Michael Kovats Martini, Pathogonik, oder: Wie kann ich erraten, was ein anderer denkt? Leipzig 1809.

Antw.: Ein Handwerksmann.
Frage: Ja. Weißt Du auch seine Profession?
Antw.: Ein Buchbinder.
Frage: Wirst Du mir sagen können, was der Herr für ein Kleid anhat?
Antw.: Ein blaues.
Frage: Ja, aber sage mir, was ist dabei?
Antw.: Manchester."

Die Tabelle, die natürlich die beiden Beteiligten genau auswendig können müssen, ist in 8 Abteilungen eingeteilt, je nach der besonderen Art der zu stellenden Fragen. Um ihre Einrichtung zu zeigen, geben wir hier einen kleinen Teil der Tabelle wieder.

Schallworte	Tabelle zur Maschinen-Technologie	Person	Farbe	Geld	Karte	Würfel
Weißt	du was das für ein - heißt	Herr	Weiß	Carl d'or	Herz As	3
Kannst	du mir sagen -	Frau	Schwarz	Louis d'or	Schellen As	4
Wirst	" " " -	Knabe	Blau	Dukat	Grün As	5
Willst	" " " -	Mägdlein	Rot	$^1/_2$ Carl d'or	Eichel As	6
.....	....	....	....	....	....	...
Fragen	tue ich dich, was -	Jurist	Seide	1 ggr	Grün Unter	17
Und	nun sage mir, was -	Mediziner	Zeug	24 Kr.	Eichel Unter	18
.....	....	....	....	....	....	...
Jetzt	möchte ich doch auch wissen	Buchdrucker	Samt	Gold	Eichel X	—

Das Brunnersche Codesystem (oder ähnliche) scheint auch tatsächlich angewendet worden zu sein. Ich fand eine ähnliche Signalübermittlung bei einem der Wanderartisten, namens Stephany, in Anwendung, die um 1810 mit einer verblüffenden Vorführung, dem sog. „unsichtbaren Mädchen", herumzogen. Es ist dies ein von der Decke frei an Metallketten herabhängender Glaskasten mit einem Sprachrohr, in welches der Besucher Fragen hineinsprach und sofort richtige Antworten erhielt. Die Antworten wurden von einer im oberen Stockwerk versteckten Person erteilt, die durch ein geschickt verdecktes Loch die Szene überblicken konnte (vgl. „Geschichtsblätter für Technik und Industrie", V, 1918, S. 123 ff., und VII, 1920, S. 15). In einer Schilderung der Vorführungen von Stephany (in Hermbstädts „Bulletin des Neuesten und Wissenswürdigsten...", VII, 1811, S. 80) heißt es nun: „Was die Sprecherin nicht selbst ohne weitere Beihülfe... sieht, das erkennt sie an der Fingersprache, oder hört es durch abgeredete Laute ihrer Gehülfen. Herr Stephany ließ z. B. sich die Zahl von 1 bis 100 im Parterre ins Ohr sagen, und rief darauf laut: Nun wie viel? Die Antwort war: 18. Hier bedeutet also das Wort ‚Nun' 1, und ‚wie viel' 8."

Wir haben hier also ein einfaches akustisches Codeschema, nach dem die erwähnten Gaukler mit ihren falschen Sprachmaschinen arbeiteten. Einer solchen Figur bediente sich zuerst auch der zu seiner Zeit neben

Jakob Philadelphia (Meyer), Philidor u. a. berühmteste Taschenspieler Joseph Pinetti, auf den wir näher eingehen wollen, weil er — abgesehen von Philipp Breslau — anscheinend der erste war, der dieses Codesystem von der bis dahin üblichen Form der Anwendung loslöste und es ganz im heutigen Sinne zu pseudotelepathischen bzw. -hellseherischen Vorführungen benützte.

Wie Breslau oder — in der Schreibweise Houdinis — Breslaw arbeitete, ist im einzelnen nicht mehr festzustellen. H. Houdini[11]) teilt von ihm aus einer Londoner Zeitungsanzeige von 1781 mit, daß er „die Gedanken von einer Person auf eine andere übermitteln wird ohne Hilfe der Sprache oder Schrift".

Da über Pinetti nur schwer biographisches Material zu erreichen ist, geben wir hier einen kurzen Abriß seines Lebens[12]).

Über Joseph Pinettis Herkunft und Jugend ist wenig bekannt. Er hat wohl selbst, wie Cagliostro, über seine Person ein geheimnisvolles Dunkel gebreitet. Er soll um 1750 in Orbitello (Toscana) geboren sein. Zuerst hörte man von ihm, als er 1783 die Provinzen Frankreichs bereiste und auch in Paris als Zauberkünstler auftrat. Dort ließ er 1784 ein Buch erscheinen „Amusemens physiques et différentes Expériences divertissantes, composées et exécutées tant à Paris que dans les diverses Cours de l'Europe". Hier nennt er sich „le Sieur Joseph Pinetti, Chevalier de l'Ordre de St. Philippe, Professeur de Mathématique et de Physique" — die Gewohnheit der Taschenspieler, sich allerhand schöne Titel beizulegen, ist also nicht neu. In der zweiten erweiterten Auflage seiner Schrift (1785) hat er seinen Namen noch weiter verschönert: Joseph Pinetti de Willedale. In diesem Buch gibt er nur scheinbare Aufklärungen seiner Kunststücke, oder er erklärt nur ganz unwesentliche und schon aus anderen Büchern bekannte Tricks, jedoch nicht die, auf die er selber Wert legt. Dies tat dafür mit großer Sachkenntnis H. Decremps in mehreren Schriften um so gründlicher[13]), was ihm die erbitterte Feindschaft Pinettis zuzog.

[11]) Houdini, The unmasking of Robert-Houdin. New York 1908, S. 209.

[12]) Ich stütze mich hier neben dem zitierten, reich dokumentierten Werk von Houdini (S. 71 ff., 209 ff., 300/01) im wesentlichen auf einen Aufsatz über Pinetti von Ed. W. Lufa im 4. Jahrgang der von Karl Willmann in Hamburg herausgegebenen Zeitschrift „Die Zauberwelt", deren Einsicht ich dem Entgegenkommen des Herausgebers selbst verdanke, da diese magische Fachzeitschrift auf den öffentlichen Bibliotheken — nicht einmal in Hamburg — nicht vorhanden ist (1898, Nr. 9—11). Lufa fußt, ohne seine Quelle zu zitieren, auf der Selbstbiographie Robert-Houdins „Confidences. Une vie d'artiste" (2. ed. Paris 1861), deren Unzuverlässigkeit Houdini nachgewiesen hat. Wir korrigieren daher mit Houdini an ihrem Ort diese Angaben nach E.-G. Robertsons „Mémoires récréatifs, scientifiques et anecdotiques", 3 Bde. Paris 1831—1837. Dieses Material habe ich noch durch einige andere Quellenschriften ergänzen können, die jeweils zitiert werden sollen. Inzwischen ist ein interessantes Buch erschienen, in welchem auch ein Abschnitt Pinetti gewidmet ist: Ad. Blind, Les Automates truqués. Genf und Paris 1927, S. 23 ff. Es bietet uns nichts Neues.

[13]) Decremps, La Magie blanche dévoilée. Paris 1784. Neuauflage 1792. — Eclaircissemens rélatifs à la magie blanche ... ebenda 1785. — Testament de Jérôme Sharp, professeur de physique amusante. Ebenda 1785. 2. éd. 1786 usw.

Decremps verurteilt besonders die „moyens ignobles de compérage“, deren sich Pinetti bediente.

Noch im Jahre 1784 beehrte Pinetti London mit seinem Besuche, doch finden wir ihn bereits im März 1785 wieder in Paris, wie seine Anzeigen im „Journal de Paris“ zeigen. 1789 kam er u. a. auch nach Hamburg, wo er im Drillhause Vorstellungen gab. Dort hatte sich vor ihm auch der berühmte Philadelphia[14]) produziert. Später gelangte er nach einer Tournee durch die größeren Städte Deutschlands auch nach Berlin, wo er eine Zeitlang festen Fuß zu fassen vermochte. Durch die Gräfin Lichtenau verstand er es, sich bei König Friedrich Wilhelm II. in Gunst zu setzen, der ihn zum Hofphysikus ernannte, ihm das ehemalige Döbbelinsche Theater in der Behrenstraße und noch 5000 Taler dazu schenkte. In diesem Theater gab Pinetti seine Vorstellungen — bis ihm auch hier ein Gegner erstand: der Professor an der Königl. Artillerie-Akademie zu Berlin, Joh. Wilh. Andreas Kosmann, enthüllte seine Kunststücke in einer Schrift „Des Herrn Ritter von Pinetti physikalische Belustigungen, oder Erklärung der sämtlichen in Berlin angestellten Kunststücke desselben“, Berlin 1796[15]). Diese Enthüllungen nahm Pinetti so übel, daß er Kosmann mit dem Dolch bedrohte, so daß letzterer sich mit der Bitte um Schutz an den König wandte. Daraufhin wurde Pinetti mit dem Bemerken, derartige italienische Gepflogenheiten seien in Berlin nicht am Platze, nahegelegt, das Feld seiner Tätigkeit anderswohin zu verlegen. Er vermietete sein Theater und verließ Berlin.

Im Jahre 1798 finden wir Pinetti in Neapel, wo ihm ein Franzose, der Graf Edmond de Grisy, ein begeisterter Amateur-Taschenspieler, seine Tricks nachmachte, was ihn sehr erboste. Pinetti spielte dem Grafen, dessen Freundschaft er in hinterlistiger Weise suchte, einen bösen Streich. Doch dieser rächte sich dafür, indem er nach halbjähriger Vorbereitung seinerseits als Zauberkünstler auftrat und mit seinem Können, welches das Pinettis weit übertraf, stets seinen Spuren folgte, so daß letzterer leere Häuser hatte[16]). Pinetti ging darauf nach Rußland, aber, nach der Schilderung Robert-Houdins, war es mit seinem Glück vorbei. Er wurde krank und geriet ins Elend. Ein Edelmann im Dorfe Bartitschoff in Wolhynien nahm sich seiner schließlich aus Mitleid an, und dort endete um 1800 das Leben des „reich begabten, aber leider so schlecht gearteten Künstlers“. Houdini ist der Ansicht, daß diese Lebens-

---

[14]) Über diesen zu seiner Zeit berühmten Taschenspieler, der eigentlich Jakob Meyer hieß, vgl. „Geschichtsblätter für Technik und Industrie“, 1918, S. 308 ff. und 1922, S. 92; „Die Zauberwelt“ 1900, Heft 8.

[15]) Zuerst erschienen in den von Kosmann mitherausgegebenen „Denkwürdigkeiten und Tagesgeschichte der Mark Brandenburg“, 1796. Auszug daraus in J. S. Halles „Fortgesetzter Magie“, Bd. VIII, S. 506 ff. u. IX, 1798, S. 1 ff. Vgl. auch das „Journal des Luxus und der Moden“, XI, 1796, S. 422 ff.

[16]) Über Grisy, der unter dem Namen Torrini reiste, siehe „Die Zauberwelt“, 1898, Heft 12, und 1899, Heft 1—3. Ferner Houdini, a. a. O., S. 38 ff. Torrini wurde der Lehrer des berühmten Robert-Houdin; von ihm mußte letzterer über Pinetti unterrichtet worden sein.

beschreibung Pinettis, die auf Robert-Houdin bzw. Torrini zurückgeht, stark gefärbt sei. Pinetti sei keineswegs der Scharlatan gewesen, als den Robert-Houdin ihn darstellt. Er selbst und viele andere Taschenspieler hätten ihm vielmehr viel zu verdanken. Nach Robertson, der Pinettis Witwe in Bialystock sprach, kam Pinetti durchaus nicht mittellos nach Rußland und hatte dort ebenfalls große Erfolge. Er verlor aber das Vermögen, das er dort machte, durch Versuche mit Luftballons, für die er ein außerordentliches Interesse hatte (ebenso wie Robertson selbst[17]).

Pinetti hat nun 1784 in Paris (und später) ebenfalls mit einem Pseudoautomaten und einer versteckten Gehilfin gearbeitet. Decremps hat im ersten Kapitel seines Buches „La Magie blanche devoilée" diesen Trick entlarvt und erklärt[18]). Es war eine 15—18 Zoll große Figur, der „Groß-Sultan" oder „der kleine weise Türke" genannt, die mit einem kleinen Hammer auf eine Glocke schlug oder auf Fragen mit dem Kopf nickte oder ihn schüttelte. Die Figur wurde von dem Schausteller vom Tische aufgehoben und den Zuschauern herumgezeigt, um zu beweisen, daß sie ganz isoliert sei. Pinetti ließ nun z. B. einen der Zuschauer aus einem Spiel Karten eine Karte ziehen, ohne hinzusehen. Ohne sich der Figur zu nähern, fragt er diese nach der Karte, und die Figur klopft die betreffende Zahl sofort nach der Frage. Dann fragt Pinetti nach Farbe und Art der Karte, ob Pique usw., und der „Groß-Sultan" antwortet stets richtig durch Kopfnicken oder -schütteln. Das gleiche macht er mit Würfeln usw. Decremps gibt uns die Erklärung: die Figur wird durch Drähte bewegt, die von dem versteckten Gehilfen bedient werden. Der Schausteller hat ein Spiel Karten in der Hand, die in einer bestimmten Reihenfolge liegen. Er mischt nicht richtig, sondern dieses Mischen ist nur ein geschickt verdecktes Abheben, das die Reihenfolge nicht ändert. Wenn Pinetti nun eine Karte hat ziehen lassen, so hebt er ein letztes Mal ab, und zwar an der Stelle der gezogenen Karte. Auf diese Weise kommt die Karte, die auf der gezogenen lag, jetzt zu unterst zu liegen, und diese unvermerkt anzusehen bereitet ihm natürlich keine Schwierigkeiten. Da er die Reihenfolge kennt, so weiß er nun sofort, welche Karte gezogen ist. Nun stellt er seine Frage an den kleinen Türken, deren Worte — die ersten Silben oder die letzten Vokale — nach dem vereinbarten Code der verborgenen Hilfsperson verraten, welche Farbe und Wert die gezogene Karte hat. Durch ein ähnliches Signalsystem läßt er seine Hilfsperson die Zahl der geworfenen Würfelaugen wissen.

Diesen Trick führte Pinetti 1796 auch in Berlin vor. Es ist also genau derselbe, den wir oben schon bei L. Müller und anderen Scharla-

---

[17]) Über Grisy-Torrini, Pinetti usw. siehe auch: H. R. Evans, The old and the new Magic. 2. ed. Chicago 1909, S. 19 ff., 23 ff. mit Abbildungen. Hier auch über Robert-Houdin und andere Nachfolger Pinettis als Pseudohellseher, wie Heller usw.

[18]) Deutsch im 6. Bd. des Werkes „Die natürliche Magie" von Joh. Chr. Wiegleb und G. E. Rosenthal, 1792, S. 208—210.

tanen kennengelernt haben. Aber in London scheint nun Pinetti dasselbe Signalsystem zu ähnlichen pseudotelepathischen Vorführungen benützt zu haben, wie sie 60 Jahre später Robert-Houdin in der Vollendung ausübte. Pinetti trat dort im Winter 1784/85 im Theatre Royal am Hay-Market auf. In der Zeitung „Morning Post and Daily Advertiser" vom 1. Dezember 1784[19]) kündigte er an, daß „Chevalier Pinetti und seine Gemahlin die wunderbarsten, erstaunlichsten und absolut unnachahmlichsten mechanisch-physikalischen Piecen vorführen werden. Tiefes Studium und angestrengtes Forschen in diesen Wissenschaften haben es dem Chevalier Pinetti ermöglicht, diese wunderbaren Piecen zu erfinden und herzustellen. Er wird die besondere Ehre und Genugtuung haben, einige seiner neuesten Erfindungen vorzuführen, die hochinteressant und dabei scheinbar unmöglich sind, besonders das mit Signora Pinetti, die, in einer der vorderen Logen sitzend, die Augen mit einem Taschentuch verbunden, alles erraten wird, was eine jede beliebige Person aus dem Publikum sich ausdenken und vorschlagen wird."

Diese Art von Vorführungen scheint Pinetti merkwürdigerweise später nicht wiederholt zu haben, wenigstens finden sich dafür keine Anhaltspunkte. Sonst hätte er wohl auch bald Nachahmer gefunden. Nächst Louis Gordon McKean (Houdini, S. 213) zu London im Jahre 1831 ist erst Jean Eugène Robert-Houdin der erste gewesen, der — im Februar 1846 — mit seinem kleinen Sohn wieder ähnliche Hellsehvorführungen zum besten gab und damit großen Erfolg hatte[20]). Ziemlich gleichzeitig mit Robert-Houdin traten D. Robin, M. F. A. Gandon, Robert Heller (William Henry Palmer), der Robert-Houdin das Geheimnis in London abgelauscht hatte, und andere als Varietéhellseher auf[21]). Jeder dieser Künstler hatte sein System; die zitierten Werke geben darüber hinreichende Aufklärung. Heller war wohl der erste, der an Stelle des gesprochenen Wortes die Elektrizität als Hilfsmittel der Verständigung anwendete: Morsezeichen übermittelten die zu gebenden Antworten. Auch raffiniert eingebaute Telephone leisteten später die gleichen Dienste.

[19]) Houdini, a. a. O., S. 210, wo diese Anzeige nach dem Original aus Houdinis Besitz reproduziert ist.

[20]) Vgl. M. F. A. Gandon, La seconde vue, dernier coup porté aux Sorciers et aux Sortilèges. Ouvrage entièrement nouveau, donnant à tout le monde la facilité de faire des expériences dites de Seconde-Vue ou Double-Vue. Paris 1849. — W. I. Bishop, Second sight explained. A complete exposition of clairvoyance ... as exhibited by ... Robert-Houdin and Robert Heller. Edinburgh and Glasgow, 1880. — Houdini, a. a. O. — Evans, a. a. O., S. 123 ff.; 188 ff.

[21]) An Literatur nenne ich an dieser Stelle eine Anzahl Bücher, die über die verschiedenen Code-Systeme Aufschluß geben, die ich aber nur zum Teil habe einsehen können: T. Welton, Mental Magic: A Rationale of Thought Reading and its attendant Phenomena. London 1884. — H. Hermon, Hellerism. Boston 1884. — Carl Willmann, Der Gedächtniskünstler als Hellseher. Hamburg 1891. — Le Bailly, L'ancienne et la nouvelle collection des tours de physique les plus récreatifs et les plus surprenants mis à la portée de tout le monde ... Paris o. J. — Paul Heuzé, Fakirs, Fumistes & Cie. Paris 1926 usw.

Willmann kennt noch 1891 nur akustische Codesysteme durch Frage und Antwort. Er beschreibt z. B. das Hellseherpaar Homes und Fay, das durch die Schnelligkeit und Sicherheit seiner Arbeit verblüffte. Daß man sich allgemein diese Kunststücke nicht zu erklären vermochte, zeigt ein Bericht des „Leipziger Tageblattes“ vom 26. Februar 1886, den Willmann (a. a. O.) zitiert: „Irgendwelche äußerliche Erklärung ist hier ausgeschlossen“, heißt es da. „Es bleibt somit nichts übrig, als an einen magnetischen Rapport zwischen Herrn Homes und seiner Somnambüle, Madame Fay, anzunehmen und der letzteren eine hochgradige Fähigkeit des Hellsehens einzuräumen.“ Das Paar hat also das Publikum im Glauben gelassen, daß wirklich Hellsehen vorliege, was Willmann als unzulässig rügt. Erst später, als Konkurrenten auftraten, ließen sich die Künstler freiwillig herbei, sich als Mnemotechniker zu bezeichnen. Ähnlich arbeiteten Miß Kennedy und Mr. Lorenz, denen Willmann ebenfalls zum Vorwurf macht, daß sie dem Publikum keine Aufklärung gaben und sich in ein mystisches Dunkel hüllten.

Willmann klärt dann diese Künste eingehend auf und gibt eine Anzahl einander ergänzender Systeme bekannt, die das zusammenarbeitende Paar vollkommen beherrschen muß. Das ganze Geheimnis liegt, wie wir bereits wissen, in der Stellung der Fragen oder in der Bildung der Sätze. Zum Vergleich mit dem System von Brunner von 1798 geben wir hier ein paar Proben aus Willmanns Buch wieder.

Wichtig sind dabei zunächst eine Anzahl Stichworte. So bedeutet z. B. „Paß auf!“, daß ein Gegenstand vorliegt, der im System nicht vorgesehen ist, der also durch besonders gewählte Worte übermittelt werden muß. Andere Stichworte geben besondere Silben bekannt: so „Sage schnell!“: sch, ssh, szh., usw. Der Künstler kann Worte durch Buchstaben bezeichnen, indem er solche Worte gebraucht, deren Anfangsbuchstaben das betreffende Wort ergeben. Er beginnt aber, damit es nicht auffällt, mit dem zweiten Buchstaben. Z. B.: Ist der Gegenstand ein Hase, so werden die vier Buchstaben dieses Wortes durch einen Satz mit vier Worten wiedergegeben, deren erstes mit dem zweiten Buchstaben, a, beginnt: Aber höre! Sage ebenfalls — dieses („dieses“ bedeutet den Schluß einer Frage und findet dort Anwendung, wo dieser nicht ohne weiteres herauszuhören ist). Durch bestimmte Stichworte kann ferner angegeben werden, um welche Art von Gegenstand es sich handelt, der erraten werden soll. Zum Beispiel bedeutet das Stichwort: „Habe die Güte“: eine Speise. „Besinne dich!“: Blumen. Die Worte jeder Serie können dann leicht oft schon durch Übermittlung der ersten Silbe erraten werden. Anschließend an das Hauptsystem teilt dann Willmann noch eine Anzahl Schemas mit, Verzeichnisse von Ländern, Münzen, Aufstellung von Fragen und Antworten, Zusammenstellungen von Doppelwörtern und sonstige Beispiele und Winke, die zur Nebeneinübung dienen. Alles weitere ist dann nur noch Sache der Mnemotechnik.

Willmann kennt nur Systeme, die mit Frage und Antwort arbeiten. Das im Jahre 1890 auftauchende Svengali-Trio war anscheinend das erste,

das die gleichen Kunststücke zur Übertragung von Melodien ohne Worte zuwege brachte. Eine Dame saß mit dem Rücken dem Publikum zugewandt und spielte von den Zuschauern gewählte Musikstücke, oder ein Herr stellte die vom Publikum gewünschten Persönlichkeiten dar. Der Manager, der sich die gewünschten Titel oder Namen zuflüstern ließ, sprach dabei kein Wort. Hier kam also ein optisches Signalsystem in Anwendung, das, wenn nicht direkt, mittelbar durch einen versteckten Gehilfen übermittelt wurde. Es handelt sich dann um unmerkliche Zeichen: Stellung der Arme, Hände, Füße, des Kopfes; bestimmte unauffällige Bewegungen wie das Streichen des Bartes, Anfassen der Nase, des Ohres usw. Auch die Zanzigs leisteten in dieser Hinsicht Vorzügliches. Wie raffiniert derartige Methoden ausgebildet werden können, zeigte neuerdings das ungarische Ehepaar K., das von Dessoir und Moll geprüft wurde (siehe hier 1925, Heft 1, S. 64). Auch diese beiden gewiegten Kenner kamen erst nach einer Anzahl von Sitzungen hinter den Trick. Dieses Künstlerpaar arbeitete ohne Frage- und Antwortspiel und dennoch mit verbundenen Augen. Nach sorgfältiger Untersuchung stellte sich dann heraus, daß der Trick in der von Herrn K. markierten Unruhe und Erregung lag, bei welcher er allerhand unartikulierte, interjektionsartige Laute ausstieß. Man beobachtete schärfer und fand, daß stets, wenn ein solcher Laut geäußert wurde, die Zahl richtig geraten wurde. Nun führten mehrere Beobachter unabhängig voneinander Protokoll, verglichen ihre Resultate und konnten einwandfrei feststellen. daß z. B. der Ausruf „esch“ r bedeutete. Ebenso war „geh“ b, „homma“ 7, „mek“ 4. Da solche Temperamentszeichen nicht immer erfolgten, und stets schon dann, wenn die Anwesenden den Versuch noch gar nicht im Gange glaubten, so konnte dieser Trick lange der Aufmerksamkeit entgehen. Er war so erfolgreich gewesen, daß z. B. eine zehngliedrige Kommission einer süddeutschen „Gesellschaft für psychische Forschung“ attestiert hatte, sie habe „einwandfrei und einstimmig festgestellt, daß bei K. ein Fall von Mentalsuggestion, d. h. von sog. Gedankenübertragung vorliegt“.

Nicht minder geschickt ist das optische Signalsystem, das die „Hellseherin Afra“ mit ihrem Begleiter anwendet und dessen Aufdeckung wir Prof. J. Wittmann, Kiel, verdanken. Es besteht in unauffälligen Fingerbewegungen, die der Impresario beim Studium des in den Händen gehaltenen Blattes Papier ausführt, auf welchem der zu übertragende Satz notiert ist. Dieses Zeichensystem erinnert nach Wittmann stark an die Sigelverwendung in der Debattenschrift der Stenographie („Frankfurter Zeitung“ vom 23. März 1927, Nr. 217).

Man darf wohl als sicher annehmen, daß es sich bei Vorführungen von Varietéhellsehern stets um Tricks und niemals um echte psychische Phänomene handelt.

Neuere Veröffentlichungen zur Frage der Hyperästhesie und des Hellsehens.

Von *Richard Baerwald.*

Rudolf Tischners zu rascher Berühmtheit gelangtes Büchlein „Fernfühlen und Mesmerismus (Exteriorisation der Sensibilität)" (München, J. F. Bergmann, 1925) steht in enger Beziehung zu unserem Titelproblem; denn schließlich stützt sich auch die sog. Exteriorisation der Sensibilität auf ein übernormales Wahrnehmen der Sensitiven, dem man nur eine vom Hellsehen verschiedene Theorie übergebaut hat. Ebensogut wie Hyperästhesie die Rolle des Hellsehens spielen kann — wofür mein Aufsatz „Hyperästhesie und Hellsehen" im vorangegangenen Heft dieser Zeitschrift (in nachfolgenden Zitaten „H. u. H." genannt) Belege geboten hat —, kann sie sich auch als Exteriorisation der Sensibilität verkappen.

Der letztere Begriff stammt bekanntlich von De Rochas [1]). Ein Teil seiner sensitiven Versuchspersonen wollte aus dem Leibe von Magnetisierten leuchtende, in einigem Abstand die Körperoberfläche überlagernde Fluidalschichten austreten gesehen haben. Stach man in diese hinein, so wurde der Stich gefühlt, während die Haut selbst gefühllos geworden war. Die Hautempfindung schien also aus dem Körper ausgetreten zu sein, hatte sich anscheinend „exteriorisiert". Wurde ein Glas Wasser in diese Schichten extrahierter Sensibilität gehalten und dann an einen anderen Ort gestellt, so fühlte die Versuchsperson es trotzdem, wenn man in das Wasser hineinstach. Die Hautempfindung ließ sich also sogar in andere Körper verladen. Diesen noch sehr viel weiter ausgebauten Versuchen konnte der Vorwurf gemacht werden, daß sie die Fehlerquellen der Suggestion zu wenig berücksichtigten. Nicht nur die Versuchsperson, sondern auch der Experimentator war zu gut informiert über das, was da vorging. Man begegnet auch in den Rochasschen Versuchsergebnissen beständig den Spuren der Suggestion: Sie wechseln von Person zu Person, ändern sich bei derselben Person, wenn sie zu verschiedenen Zeiten untersucht wird; der Stich wird manchmal nur gespürt, wenn der mit der Sensitiven in Rapport stehende Experimentator, nicht wenn eine andere Person ihn ausführt. Tischner sieht diese Mängel sehr deutlich. Aber spätere Versuche von Boirac machen ihn stutzig, denn dieser hatte ausdrückliche Maßregeln zur Wahrung der Unwissentlichkeit getroffen und doch ähnliche Resultate wie De Rochas erzielt. So, schien es Tischner, könnten auch De Rochas' Ergebnisse ein Gemisch von Suggestion und echter Sensibilität sein. Was Tischner, wie ich glaube, hier zu wenig berücksichtigt, ist die Tatsache, daß Unwissentlichkeit erstreben noch nicht immer bedeutet, Unwissentlichkeit erreichen. Denn die Hyperästhesie der Sensitiven macht ihnen auf zahlreichen Wegen jenes Wahrnehmen zugänglich, das man

---

[1]) Dr. Rochas, „Die Ausscheidung des Empfindungsvermögens". Deutsch von Helene Kordon. Leipzig, Max Altmann, 1925.

ihnen vorenthalten will (vgl. H. u. H., S. 260). Doch brauchen wir uns hier in keine Kritik der Experimente Boiracs einzulassen, denn die eigenen Versuche Tischners erteilen uns die gleichen Lehren, die jene uns geben könnten. Tischner fühlte sich jedenfalls durch Boirac angeregt, die alten Rochasschen Versuche unter besseren, die moderne Suggestionslehre berücksichtigenden Bedingungen zu wiederholen, um in ihnen Spreu vom Weizen zu scheiden.

Tischner gab einer seiner hypnotisierten Versuchspersonen ein halb mit Wasser gefülltes Glas in die Hände und forderte sie auf, ihre ganze „Nervenkraft“ darauf zu konzentrieren. Dann nahm er selbst das Glas, hielt es hinter sich, stach mit einer Pinzette bald in das Wasser und bald daneben, und wenn er hineinstach, zuckte die Sensitive zusammen, im anderen Falle nicht. Hier konnte natürlich das minimale Geräusch des Eintauchens, für eine Hyperästhetische hörbar, den Ausschlag gegeben haben. Tischner vervollkommnete nunmehr die Unwissentlichkeit. Bei einer anderen von ihm hypnotisierten Versuchsperson operierte er mit drei Gläsern, die vor ihren Blicken verborgen hinter ihrem hohen Lehnsessel standen. Spiegel waren nicht vorhanden. Die Gläser waren genau gleich hoch mit Wasser gefüllt, „so daß auch ein genaueres Hinschauen keine Unterschiede entdecken konnte“ (!). Das Medium nahm eins dieser Gläser in die linke Hand, während sie die rechte, die Fingerspitzen dem Wasser zugewandt, darüber hielt. Sie hatte schon früher den Auftrag bekommen, auf diese Weise ihre „Hautempfindlichkeit auszuscheiden“. Nach 5 Minuten wurde ihr das Glas weggenommen und an den erwähnten, für die Sensitive unsichtbaren Ort gestellt. Während nun Tischners Assistentin fortsah, stellte er selbst die Gläser mehrfach durcheinander, darauf wandte er seinerseits sich ab und die Assistentin wiederholte mit Handschuhen, um nicht das „geladene“ Glas an der ihm anhaftenden Handwärme zu erkennen, den Akt des Umstellens. Nunmehr, meinte Tischner, wußte niemand, welches das geladene Glas war. — Ob man mit Wegsehen, Sichabwenden, Operieren hinter dem Rücken des Mediums zuverlässige Unwissentlichkeit herbeiführen kann, wollen wir im folgenden ununtersucht lassen. Wir wollen uns nur auf den Haupteinwand konzentrieren, der sich gegen die getroffene Anordnung erheben läßt. Jedenfalls verhinderte diese Art der Unwissentlichkeit nicht, daß, wenn wahllos in die drei Gläser hineingestochen wurde, die Versuchsperson stets nur bei einem bestimmten Glas Stiche in Händen oder Unterarm fühlte, und als man das versteckte Markierungszeichen ansah, war es tatsächlich das mit ihrer Sensibilität geladene Glas.

Eine weitere Verfeinerung: der Tisch mit den Gläsern stand nicht nur hinter dem Lehnsessel der Sensitiven, sondern es befand sich noch eine geschlossene Glastür dazwischen, d. h. die Versuchsperson und die Gläser mit dem an ihnen hantierenden Experimentator waren auf zwei benachbarte Zimmer verteilt. In der ersten Versuchsreihe reagierte die Sensitive unsicher, fühlte sich bei zwei verschiedenen Gläsern gestochen; als Tischner dasjenige Glas nachsah, bei dem sie diese Empfindung am häufigsten

gehabt hatte, war es das falsche. Bei diesem Nachsehen aber wurde Tischner selbst inne, welches das richtige Glas war, und sobald er das wußte, reagierte die Sensitive bei 40 weiteren Versuchen ausnahmslos richtig. Man beachte diesen Punkt besonders! Bei einer zweiten Versuchsreihe unter gleichen Bedingungen schwankte die Versuchsperson auch zuerst zwischen mehreren Gläsern, dann aber machte sich ein Übungserfolg geltend, ihre Reaktionen beschränkten sich allmählich auf ein bestimmtes Glas, und dieses erwies sich als das richtige. — Wie die Leser unserer Zeitschrift sich vielleicht erinnern, hat Dr. Freudenberg (Jahrg. I, Heft 2, S. 120) die Tischnerschen Versuche mit einer geringen Variation wiederholt und die gleichen Resultate erhalten, die also unter den angegebenen Bedingungen als feststehend, mindestens für einen bestimmten Typus von Versuchspersonen, angesehen werden können.

Wie kommen sie zustande? Wirklich auf Grund einer Verladung des Empfindungsvermögens in ein Glas Wasser? Mir scheint, diese Hypothese ist so unsinnig, daß man sie gar nicht in Wettbewerb treten lassen kann. Tischner selbst, der etwas Derartiges doch als nicht ganz ausgeschlossen ansehen möchte, betont, es sei rätselhaft, wie wir ohne eine zu dem Glase hinüberreichende Nervenleitung die Mißhandlung des Wassers spüren sollten. Fast denselben Einwand kann man allerdings gegen jede Materialisation geltend machen, an der ohne sichtbare Verbindung mit dem Körper des Mediums Lebensvorgänge sich abspielen sollen. Bei materialisierten Gliedern aber nehmen die Okkultisten wenigstens eine unsichtbare Verbindung an, und eine solche scheint auch Tischner zwischen dem Körper der Versuchsperson und ihrer in das Glas Wasser verladenen Sensibilität für wahrscheinlich zu halten, denn er meint, die Exteriorisation der Sensibilität sei die Vorstufe, der Embryonalzustand der „medianimen Glieder". Nun weiß man, wie empfindlich die Medien sind, wenn irgend jemand zwischen sie und ihre Materialisation, den Endpunkt ihres medianimen Gliedes usw. tritt und dadurch die Verbindung unterbricht. Bei der Exteriorisation der Sensibilität dagegen kann man, wie Tischner gezeigt hat, die hypothetische Verbindung durch eine geschlossene Tür abklemmen, ohne daß die Versuchsperson für ihr gestochenes Wasser ganz unempfindlich wird. Von irgendwelcher Art von organischer Verbindung kann demnach hier nicht die Rede sein. Vielleicht war De Rochas' Hypothese besser. Er nahm an, eine magnetisierte Person entwickle ein ihren Körper überschreitendes Kraftfeld, das die sonst durch das Tastgefühl empfundenen Reize mittels Schwingungen dem Gehirn zuleitet. Durch Verladung in einen anderen Körper schaffen wir einen Ableger, ein sekundäres Kraftfeld. Berühren sich die Wirkungssphären beider Kraftfelder, beträgt die Entfernung des geladenen Objektes nicht mehr als die Summe der Radien beider Felder, so wird ein Reiz auf das sekundäre Feld auch von der Sensitiven empfunden. Diese Hypothese ist anpassungsfähiger als die einer organischen Verbindung, denn ein Kraftfeld könnte recht wohl auch durch Glas hindurch wirken. Aber freilich fragt man sich: da unsere normale Sensibilität kein energieausstrahlendes Kraftfeld, sondern bloß ein Ver-

mittler äußerer Energieeinflüsse ist, wie kann sie sich, wenn sie aus den Körpergrenzen herausgesetzt wird, plötzlich in ein Kraftfeld verwandeln? Und ferner setzt auch die Annahme De Rochas' eine bestimmte, geringe Entfernung voraus. Nun finden wir aber Fälle, wo die Exteriorisation auf ganz beliebige Entfernungen zu wirken scheint. De Rochas hatte eine Wachspuppe mit der Sensibilität einer Versuchsperson geladen. Als letztere fortgegangen war und gerade über den Hof ging, stach jemand in das Bein der Puppe. Sofort bückte sich die Sensitive unten auf dem Hof und rieb sich das Bein. Diese Erfahrung kennzeichnet das ganze Phänomen deutlich genug als ein telepathisch-suggestives. — Aber selbst abgesehen von diesen Widersprüchen: wir sehen, eine Sensitive kann sich irren und sich bei einem falschen Glas gestochen fühlen. Kann man sich derart irren, daß man einen Schlag zu empfinden glaubt, den statt unserer ein danebenstehender Holzpfahl empfängt? Außer wenn es sich um eine suggestiv erzeugte falsche Sensibilität handelt? Kann es auf dem Gebiete dieser Unterscheidung eine allmähliche Einübung geben, wie Tischners Versuchsperson sie aufwies? Man könnte bei sehr leisen Reizen wohl zweifeln, ob man einen Stich erhalten habe oder nicht, aber nie, ob ein merkbarer Reiz uns oder einen anderen Gegenstand getroffen hat. — Nein, der Gedanke der Exteriorisation der Sensibilität ist zu widerspruchsvoll, um ernst genommen zu werden.

Dagegen werden wir bei den geschilderten Versuchen mehrfach darauf hingewiesen, daß suggestiv wirkende Gedankenübertragung vom Bewußtsein des Experimentators auf dasjenige der Versuchsperson hinüber eine Rolle spielt. Nicht nur der De Rochassche Wachspuppen-, sondern auch der Tischnersche Glastürversuch nötigt uns zu dieser Annahme. Bei letzterem setzte die richtig reagierende Sensibilität plötzlich ein, als der Experimentator das geladene Glas kennengelernt hatte, so daß die Versuchsperson aus seinem Wissen zu zapfen vermochte. Daß dieser Umstand auf Telepathie deutet, sieht natürlich auch Tischner (S. 25). Aber zwei Gründe veranlassen ihn zu glauben, daß die Rolle der Gedankenübertragung in seinen Versuchen keine wesentliche sei. Erstens seien ihm vorher mit der gleichen Versuchsperson telepathische Versuche nicht gelungen. Diese Feststellung beweist, wie mir scheint, gar nichts. Telepathie wirkt von Unterbewußtsein zu Unterbewußtsein; veranstaltet man absichtlich telepathische Experimente, so muß das Unterbewußtsein des Senders erst vom Oberbewußtsein, ganz indirekt, in Bewegung gesetzt werden, die Übertragung findet also unter Kraftverlust und Erschwerung statt. Man kann infolgedessen die Telepathiefähigkeit einer Person nicht durch Experimente prüfen, oder doch höchstens insoweit, als eben ihre Eignung für telepathische Experimente in Betracht kommt. Dieser Sachverhalt scheint übrigens von den meisten Okkultisten, die auf ihn aufmerksam geworden sind, anerkannt zu werden, auch Herr Dr. Tischner scheint ihn nicht grundsätzlich zu bestreiten. Zweitens aber macht Tischner geltend, bei dem zweiten Glastürversuch habe die Versuchsperson allmählich von selbst auf das richtige Glas zu reagieren gelernt, obgleich er,

Tischner, als Experimentator es nicht gekannt habe. Telepathie sei also mindestens keine zureichende Erklärung für sämtliche Phänomene exteriorisierter Sensibilität. Hier stehen wir nun bei dem springenden Punkte: war bei dem von Tischner gewählten Verfahren wirklich die Unwissentlichkeit so gewahrt, daß nicht nur sein Ober-, sondern auch sein Unterbewußtsein das geladene Glas nicht erkennen konnte? Wir wissen bereits, die Hyperästhesie der Sinne kann die schönsten Maßregeln zur Erhaltung der Unwissentlichkeit zerstören. Auch sage man nicht: der Experimentator ist doch kein Sensitiver, warum bei ihm Hyperästhesie voraussetzen! Ein ganz normaler Mensch zeigt im Fieberdelirium plötzlich ebenso erstaunliches, übernormales, aus der Erinnerung geschöpftes Wissen wie irgendein Medium; sein Unterbewußtsein muß also schon in seinem früheren, gesunden Leben hyperästhetisch gewesen sein, nur konnte er, weil er nicht zu Trancezuständen oder sonstigem Zutagetreten des Unterbewußtseins neigte, von dem so erzielten Wahrnehmen keinen Gebrauch machen. Auch das aber, was im Unterbewußtsein verkapselt liegt, kann telepathisch abgezapft werden.

War nun bei den Tischnerschen Versuchen das Unterbewußtsein des Experimentators imstande, dann und wann das geladene Glas zu erkennen? Wahrscheinlich ja, und zwar an zwei Arten von Zeichen.

Erstlich: die drei Gläser wurden zwar so gleich, so ununterscheidbar gemacht, als es möglich war. Aber, wie uns früher (H. u. H., S. 261) die Versuche von Binet und Féré, Chowrin usw. gezeigt haben, gibt es für das hyperästhetische Unterbewußtsein nichts absolut Gleiches. So gut es den Sensitiven jener Versuche gelang, selbst durch dichtes Papier hindurch einen weißen Bogen, der unter einen Stoß „genau gleicher" Bogen gemischt war, mit Sicherheit wiederzuerkennen, mußte auch Tischners Unterbewußtsein das geladene Glas aus den übrigen herausfinden können, auch wenn sie seinem nicht hyperästhetischen Oberbewußtsein ununterscheidbar erschienen. Wenn bei dem zweiten Glastürenversuch die Resultate erst allmählich zuverlässig wurden, so konnte es seine eigene unterbewußte Beobachtung und Erinnerung sein, die sich übte, so daß es doch auch in diesem Falle Suggestion durch Gedankenübertragung aus seinem Bewußtsein war, die die Versuchsperson befähigte, schließlich nur noch auf das richtige Glas zu reagieren. Diese Deutung ist nach dem, was wir von den Leistungen des Unterbewußtseins wissen, durchaus möglich. Und weil die andere zur Auswahl gestellte Möglichkeit, die Exteriorisation der Sensibilität, in Wahrheit gar keine Möglichkeit, sondern in sich widerspruchsvoll ist, so sind wir wohl gezwungen, die Erklärung durch Hyperästhesie und Telepathie als wirklich anzuerkennen, so daß dieser Fall die ungewöhnlichen Leistungen der Hyperästhesie aufs neue bestätigt. Tischners Einwand gegen unsere Deutung, er habe mit Absicht nicht auf die Unterschiede der Gläser geachtet und sie nach der Füllung nicht mehr angesehen, ist gleichfalls schon früher (H. u. H., S. 261 u. 273) berücksichtigt worden: das Unterbewußtsein ist ja gerade die Sammelstelle für nicht Beachtetes und bedient sich gern des Netzhautrandes. Hätte Tisch-

n e r seine Unwissentlichkeit gegen diese Fehlerquelle sichern wollen, so gab es dazu nur ein Mittel: Arbeitsteilung zwischen dem „Arrangeur“ und dem „Konstatierenden“ des Versuchs (H. u. H., S. 262). Wenn er das Auswählen und Füllen der Gläser sowie das „Laden“ eines bestimmten Glases von seiten der Sensitiven durch einen Gehilfen besorgen ließ, den er während des Versuches nicht zu Gesicht bekam, sondern mit dem er sich nur durch Klingelzeichen aus der Ferne verständigte — dann konnte er wirklich, wenn er später die Sensitive prüfte, nicht wissen, welches von den ihm übergebenen Gläsern das geladene war. In manchen mustergültigen Versuchen, z. B. denen von A l r u t z, ist diese Arbeitsteilung tatsächlich durchgeführt worden; sie macht ja auch keine erhebliche Schwierigkeiten. Durch bloßes Durcheinanderstellen der Gläser dagegen, sei es auch in seiner Abwesenheit durch andere Personen, konnte das geladene Glas für den Experimentator nicht unkenntlich gemacht werden. Hatte sich seine hyperästhetische Wahrnehmung bestimmte Kennzeichen des Glases gemerkt, so konnte sie es immer wieder erkennen, ganz unabhängig von dem Platze, den es unter den übrigen Gläsern einnahm. T i s c h n e r s Maßregeln zur Sicherung der Unwissentlichkeit gingen also fehl, so daß seine Versuche kaum besser waren als diejenigen von D e R o c h a s, bei denen die Spuren suggestiver Übertragung sich so deutlich gezeigt hatten.

Noch eine zweite Art von Empfindungen gab es, die das hyperästhetische Unterbewußtsein des Experimentators befähigen konnte, das geladene Glas zu erkennen. Die Sensitive lud dasselbe, indem sie es mit der linken Hand umfaßte und die Finger ihrer rechten Hand darüberhielt. Die über dem Wasser schwebenden Finger sättigen es mit Duftstoffen, die für den Geschmack und wahrscheinlich auch für den Geruch kenntlich sind. So stellte A. H o f m a n n (diese Zeitschrift I, 4, S. 242) fest, daß nach dem Genuß von Pilsner Bier oder Chinin die darübergehaltene Hand dem Wasser einen bitteren Geschmack verlieh. Ferner haben Freiherr v. R e i c h e n b a c h und A. H o f m a n n beobachtet, daß schon beim bloßen Halten des Glases, auch ohne das Darüberhalten der Finger, eine das Glas durchdringende Emanation — Od- oder Biostrahlen, wie man sie nun nennen will — dem Wasser eine besondere, für die haltende Hand charakteristische Geschmacksfärbung verleiht, die sich von der Wirkung der soeben geschilderten „Oberbestrahlung“ unterscheidet (H o f m a n n, a. a. O., S. 241 ff.). Diese Reize konnte die hyperästhetische Wahrnehmung des Experimentators empfinden, durch Geschmack oder Geruch oder schließlich auch, da ja der Hautsinn des Hyperästhetischen Geschmack und Geruch ersetzen kann (H. u. H., S. 271), durch die Hand, sobald er selbst das geladene Glas anfaßte oder beim Hineinstechen die Finger dem geladenen Wasser näherte. Gegen diese Form der Zerstörung der Unwissentlichkeit gab es überhaupt kein Mittel; selbst wenn ein anderer „Arrangeur“ den Versuch vorbereitet und der Experimentator das geladene Glas noch nie gesehen hatte, so konnte er doch, wenn er die Sensitive und das geladene Glas vor sich hatte, die Ähnlichkeit der Emanation oder der Duftstoffe in beiden wiedererkennen.

Was haben also die Tischnerschen Versuche bewiesen? Nicht die Exteriorisation der Sensibilität, sondern die unendliche Feinheit und Unentrinnbarkeit der Hyperästhesie. Wieder einmal war der gefundene Kontinent nicht Indien, sondern Amerika; wodurch der Verdienstlichkeit der Tischnerschen Arbeit auch diesmal kein Abbruch geschieht.

Nicht minder wichtig für unsere Frage sind die „Grundversuche", die Prof. Christoph Schroeder, zum Teil im Bunde mit Dr. W. v. Rutkowski unternommen hat[1]). Ihr Zweck war, den Beweis zu liefern, daß es ein durch Hyperästhesie nicht zu imitierendes echtes Hellsehen gebe. Statt dessen enthalten sie — sofern die Zweideutigkeit des Gebietes und die zu kurze und nicht immer ganz verständliche Darstellung Schlüsse zuläßt — Anzeichen dafür, daß die erzielten Leistungen nicht auf Hellsehen, sondern auf einer Hyperästhesie beruhen, die allerdings nicht bloß in einer Steigerung der uns geläufigen Sinnesfunktionen besteht, sondern auch rudimentär gewordene Empfindungsarten des Hautsinnes wieder aufleben läßt (vgl. H. u. H., S. 271—272).

Die Versuche bestehen fast durchweg in Abwandlungen der oben erwähnten Experimente von Binet und Féré. Die Versuchsperson hatte eine Karte zu betasten und erhielt die Suggestion, sie fühle darauf eine Münze. Später sollte sie die Karte mit der angeblichen Münze aus mehreren „ganz gleichen" Karten heraus erkennen. In anderen Fällen wurde die „beeindruckte" Karte mit einem suggestiv gesehenen Bilde behaftet. In wieder anderen Versuchen wurde einem berochenen oder gesehenen Gläschen ein Geruch oder eine gefärbte Flüssigkeit ansuggeriert. Und stets wurde die suggerierte Halluzination als Merkzeichen des Wiedererkennens benutzt und festgestellt, ob es wirklich das richtige, mit einer Markierung versehene Gläschen, Kärtchen usw. war, dem beim Wiedererkennen Bild, Münze, Geruch, Füllung angedichtet wurde. Diese Prüfungen nun, die bei Sensitiven, also Hyperästhetischen, leicht gelingen, wurden in mannigfaltiger Weise erschwert. Das Licht wurde abgedämpft und machte schließlich durch Niederlassen dichter Rolljalousien absoluter Finsternis Platz. Die Versuchsperson sollte späterhin auch noch die Augen schließen. Zwischen sie und das Tischchen, auf dem die Gläser oder Karten lagen, wurde photographisches Dunkeltuch gespannt, das keinerlei Lichtstrahlen durchläßt. Wo sie zuerst getastet hatte, durfte sie später nur mit der Hand in einigem Abstande über die Karten hinwegfahren, noch später wurden die Gegenstände nur noch „gesehen", sofern dieser Ausdruck bei so totaler Ausschaltung des Auges anwendbar war. Was bei der Beeindruckung betastet oder berochen war, sollte später „sehend" (also durch einen anderen Sinn) wiedererkannt werden. Weiterhin wurde der Tisch mit den Karten immer ferner gerückt, der Experimentator stellte sich zwischen Tisch und Sensitive, schließlich schob er den Tisch ins Nebenzimmer und lehnte die

[1]) „Grundversuche auf dem Gebiete der psychischen Grenzwissenschaften". Berlin, Pyramidenverlag, 1924.

Tür dazwischen an, so daß nur noch ein enger Spalt das Wiedererkennen vermitteln konnte.

Trotz dieser weitgehenden Sinnesausschaltung hörte das Wiedererkennen des mit einer suggerierten Trugwahrnehmung behafteten Gegenstandes nie völlig auf. Konnte das noch eine Wirkung der Hyperästhesie sein? Welcher Sinn wurde denn hier überhaupt noch benutzt, der durch seine Steigerung und Verfeinerung solche Wunder hätte vollbringen können? Der normale Gesichtssinn konnte in absoluter Finsternis und durch ein Dunkeltuch, einen menschlichen Leib, eine Tür hindurch nicht arbeiten. Der Tastsinn war außer Spiel gesetzt, weil bei der Beeindruckung wie beim Wiedererkennen nichts mehr getastet wurde. Andere Sinne wie Gehör, Geruch, Geschmack, Temperatursinn waren ihrer Natur nach ungeeignet, unter mehreren in einigem Abstand nebeneinanderliegenden Karten oder Gläsern das richtige herauszufinden. Kein Wunder, daß Schroeder hier durch die Methode der Ausschaltung aller Sinnesmöglichkeiten den Beweis für Hellsehen geliefert glaubte.

Aber das Paradoxe an diesen Versuchsergebnissen war, daß sie trotzdem die unverkennbaren Symptome der Sinnestätigkeit aufwiesen und behielten. So oft eine der geschilderten Erschwerungen eingeführt wurde, verschlechterten sich die Resultate. Vielfach verlängerte sich in solchen Fällen die Zeit des Wiedererkennens, so daß sie mehrere Minuten währen konnte. Auch strengten gehäufte Erschwerungen die Versuchspersonen zunehmend an, so daß, als der Tisch ins Nebenzimmer geschoben wurde, die Experimente stets nach kurzer Dauer abgebrochen werden mußten. Die Erschwerungen behielten diese Wirkungen auch da noch, wo jede Sinnestätigkeit ausgeschlossen schien. In einer Versuchsreihe (S. 28) wurden Karten im Dunkeln ohne Berührung mit einer Bildsuggestion behaftet, so daß weder Auge noch Tastsinn zu arbeiten vermochten. Trotzdem verschlechterten sich die Resultate, als die Karten mit Kartonblättern zugedeckt wurden, und verbesserten sich sogleich wieder, als man diese Deckblätter wegließ. Irgendeine Sinnestätigkeit, die durch jene Blätter behindert wurde, muß also auch hier noch vorhanden gewesen sein. Mit der Annahme eines übersinnlichen Hellsehens stimmen diese Befunde durchaus nicht. Die Allwissenheit Gottes, an welcher der Hellsehende teilnehmen soll, macht vor keinem Dunkeltuch und keiner dazwischentretenden Türe halt, und ein raumloses Erkennen, wie es das Hellsehen sein soll, kennt auch kein „Dazwischentreten“ (denn „zwischen“ ist ein räumliches Verhältnis) und keine Scheidewände. — Neben den Erschwerungen des Wiedererkennens deuten manchmal auch begangene Fehler und Irrtümer auf die Beteiligung der Sinnesfunktion, selbst da, wo man sie für ganz gehemmt halten sollte. In einem Versuche (S. 45) soll die Sensitive ein als „braun gefärbt“ suggeriertes Gläschen wiedererkennen, obgleich sie es bei Beeindruckung und beim Wiedererkennen nur im Dunkeln, bei geschlossenen Augen und ohne Betasten „betrachten“ kann. Das Gläschen steht unter fünf anderen. Zweimal irrt sie sich, aber beidemal wählt sie Gläschen, die in ihrer Stöpseleinfassung dem richtigen, dem Versuchsgläschen, ent-

sprachen. Das kann Zufall sein, gehört aber doch mit zu den Momenten, die es wahrscheinlich machen, daß selbst in den extremsten Fällen noch eine Art von Wahrnehmung stattfand.

Nun weiß ich wohl, man kann die hemmende und störende Wirkung der Erschwerungen, die den Sinnesfunktionen in den Weg gelegt wurden, auch „hintenherum" erklären. Man kann sagen, sie veränderten die Versuchsanordnung, und eine Sensitive werde durch alles Neue und Ungewohnte gestört. Also brauchte es nicht die Hemmung der Sinnestätigkeit zu sein, die hier die Resultate verschlechterte und Anstrengungsgefühl weckte. — Gewiß, das Ungewohnte konnte auch stören, solange es ungewohnt war; aber die Sensitive mußte sich doch allmählich an die neue Versuchsanordnung gewöhnen können. Tatsächlich aber wurde die durch Behinderung der Sinnestätigkeit veranlaßte Verschlechterung der Resultate auch durch Übung nur teilweise ausgeglichen. Wenn der Tisch ins Nebenzimmer gestellt und die Tür dazwischengeschoben wurde, blieb das Wiedererkennen anstrengend, zögernd, unsicher. Also das Ungewohnte allein konnte hier die Störung nicht begründen, sondern die nicht allzu sehr behinderte Mitwirkung der Sinne war für das Gelingen der Versuche unentbehrlich.

Eine zweite „Hintenherumerklärung" kann die Suggestion für das Schlechterwerden der Resultate verantwortlich machen. Man kann sagen: Wenn der Tisch weiter abgerückt oder ein Dunkeltuch vor dem Tisch ausgespannt wurde, so bildete die Sensitive sich ein, sie müsse nun schlechter sehen, und dieses verringerte Zutrauen zu sich selbst verringerte auch die Leistung. Eine Bestätigung dieser von Schroeder geteilten Auffassung könnte man darin sehen, daß die Suggestion der erleichterten Leistung die Resultate verbesserte. Wurde der Versuchsperson mit Hilfe von täuschenden Geräuschen vorgespiegelt, daß der Tisch näher stände als er wirklich stand, wurde ihr gesagt, das Dunkeltuch sei nur durchsichtiger Schleierstoff, so wurden mehr Treffer erzielt als zuvor. Aber dieser Erfolg mußte in jedem Falle eintreten. Auch die Leistung der Sinnesfunktionen läßt sich durch solche günstige Suggestionen steigern. Und hätte die Verschlechterung der Resultate nur auf der Suggestion beruht, das Fernrücken oder Verhängen des Tisches müsse das Sehen erschweren, so hätten jene Gegensuggestionen, der Tisch sei gar nicht fern und gar nicht wirksam verhängt, die Verschlechterung vollständig aufheben müssen. Denn jede Suggestion, der nichts Wirkliches zugrunde liegt, kann durch Gegensuggestion weggewischt werden. Diese völlig ausgleichende Wirkung trat aber hier nicht ein. Wurde die Behinderung der Wahrnehmung zu groß, wurde der Tisch hinter die Tür gerückt oder stellte der Experimentator sich vor den Tisch, so ließ sich die Verschlechterung und Erschwerung der Leistung nicht mehr wegsuggerieren, sie hielt stand: ein Zeichen, daß diese Leistung letzten Endes wirklich und nicht bloß scheinbar davon abhing, ob der Sinnesfunktion noch ein Restchen ihres Aktionsspielraums gelassen war.

Ferner könnte man gegen die gesamte Gültigkeit der Versuche den Einwand erheben, sie seien nicht unwissentlich genug gewesen, der Experi-

mentator habe das richtige Gläschen, die richtige Karte kennen können, die Sensitive sei also imstande gewesen, aus seinem Bewußtsein (telepathisch oder durch unwillkürliche Zeichengebung) zu zapfen. Zwar hat sich Prof. Schroeder große Mühe gegeben, die Unwissentlichkeit zu sichern. Bei den besseren Versuchen wurde, nachdem die Versuchsperson die Suggestion erhalten hatte, eine bestimmte Karte, ein bestimmtes Glas sei mit einem Bilde, einem Geruche behaftet, das Tablett mit den Karten oder Gläsern durch die Tür ins Nebenzimmer gereicht. Dort befanden sich Personen, die am Versuche noch nicht teilgenommen hatten, also auch nicht wußten, welche Karte oder welches Glas „beeindruckt" worden war. Sie legten oder stellten nun die Karten oder Gläser in neuer Ordnung durcheinander und gaben das Tablett wieder ins Versuchszimmer zurück. Nun, meint Schroeder, kannte niemand die richtige Karte. Wir haben schon hier bei Besprechung der Tischnerschen Versuche (S. 25—26) gesehen, daß diese Annahme nicht zutrifft. Das hyperästhetische Unterbewußtsein des Versuchsleiters konnte an minimalen Unterschieden die richtige Karte ebensogut wiedererkennen wie die Sensitive, nur eine Arbeitsteilung zwischen Arrangeur und Konstatierendem des Versuches hätte wirkliche Unwissentlichkeit sichern können. So war es also möglich, daß die Sensitive der unterbewußten Kenntnis des Experimentators manches entnehmen konnte, und gewisse Anzeichen sprechen auch dafür, daß in den Fällen stark behinderter Wahrnehmung die Versuchsperson Anleihen beim Bewußtsein des Versuchsleiters gemacht hat. Unter diesen Umständen, könnte ein scharfer Kritiker sagen, ist es kein Wunder, daß das Wiedererkennen der Sensitiven selbst bei stärkster Behinderung des Tastens und Sehens nie aufhörte; sie behielt ja immer das Zapfen aus der Seele des Experimentators als Erkenntnisquelle übrig, brauchte also weder Hyperästhesie noch Hellsehen, um richtige Aussagen zu machen. — Hiergegen möchte ich erwidern: wir haben ein sicheres Anzeichen dafür, daß die sinnliche Wahrnehmung nicht ganz durch Telepathie oder Zeichengebung ersetzt worden sein kann, nämlich den schon mehrfach erwähnten Umstand, daß jede Behinderung der Wahrnehmung eine Verschlechterung und Erschwerung der Leistung zur Folge hatte. Diese Behinderungen trafen das Wahrnehmen des Experimentators nur zu einem geringen Teile mit. Allerdings, wenn das Licht herabgesetzt oder ausgeschaltet wurde, konnte auch er die Karten schlechter unterscheiden, aber wenn er den Tisch fernerrückte, ein Tuch davor spannte, sich vor den Tisch stellte, die Sensitive die Augen schließen ließ, so erschwerte er dadurch nur die Wahrnehmung der Versuchsperson, nicht seine eigene. Was die Übertragung der vom Experimentator gewonnenen Kenntnis auf die Sensitive betraf, so konnte sie dann erschwert werden, wenn der erstere, indem er den Tisch ferner oder gar ins Nebenzimmer rückte, sich dabei zugleich selbst weiter von der Versuchsperson entfernte. Wie dagegen hätte die Gedankenübertragung durch den Augenschluß der Sensitiven, durch Verdunklung, Zudecken der Karten, Verhängen des Tisches usw. leiden können? Hiernach hätte man annehmen sollen, daß, wenn erst einmal der Versuchsperson das Sehen und Tasten

unmöglich gemacht worden war und sie sich gezwungen sah, ihr Wiedererkennen von dem Bewußtsein des Experimentators zu borgen, daß dann die weiteren Behinderungsmaßnahmen von keinem wesentlichen, regelmäßigen Einfluß auf ihre Aussagen mehr sein konnten. Dieser Fall trat aber nicht ein, jede Erschwerung der Wahrnehmung verschlechterte die Aussagen und machte sie mühsamer, so daß es deutlich wurde, die Versuchsperson arbeite überwiegend mit ihrer Sinnesfunktion, nicht mit dem Zapfen aus der Seele des Experimentators.

Diese Ergebnisse drängen uns zu der Annahme, es müsse auch nach vollständiger Verhinderung des Sehens und Tastens irgendeine Sinnesfunktion übrig bleiben oder vikariierend eintreten, die ein dem Sehen ähnliches, im Abstande wirksames Wahrnehmen von Formen und Helligkeiten ermöglicht. Wir kennen diese Funktion nicht, wir kennen nicht einmal die Strahlen, die nach völligem Ausschluß des Lichtes ihr Informationen zukommen lassen können. Sicher ist nur, daß die angenommene Erkenntnisquelle den uns bekannten Charakter einer Sinnesfunktion hat. Und daß wir mit dieser Hypothese nicht ins Blaue hineinbauen, beweisen Chowrins und Tanagras Versuche mit dem Farbenerkennen des Hautsinnes ohne Berührung im Dunkeln (vgl. H. u. H., S. 269).

Schroeder stützt seine Auffassung, er habe das Hellsehen bewiesen, nicht bloß auf die Tatsache, daß seinen Sensitiven bei völliger Ausschaltung des Sehens und Tastens immer noch ein Formenerkennen übrig blieb. Er stützt sie auch auf Beobachtungen, die wir schon im vorigen Heft (H. u. H., S. 272) besprochen haben. Die Versuchspersonen haben, wenn ihnen Sehen und Tasten sehr erschwert wird, manchmal den Eindruck, in eine „besondere psychische Einstellung“, in eine andere Art des Erkennens überzugehen, und damit scheint eine Leistungssteigerung verbunden zu sein. Diese neue Erkenntnisquelle scheint nicht nur ohne die sonst benutzten höheren Sinne auszukommen, sondern ihnen sogar antagonistisch zu sein; wird sie benutzt, dann stört das Licht, dann verbessert sich die Leistung bei Augenschluß, dann vermag dieselbe Versuchsperson, die eben noch im Dunkeln in weiterem Abstand minimale Unterschiede erkannte, ziemlich grobe sichtbare Zeichen nicht mehr deutlich aufzufassen (Grundversuche, S. 25 u. 27). Es ist ganz richtig: alles das deutet auf das Einschnappen einer sonst nicht benutzten neuen Erkenntnisfunktion. Aber muß diese gerade Hellsehen sein? Ich habe bereits (H. u. H., 272—273) darauf hingewiesen, daß der Helligkeits- und der Dämmerungsapparat des Auges, die Zapfen und die Stäbchen, in einem ganz ähnlichen Verhältnis des Vikariierens und des Antagonismus stehen. Wo die Zapfen nichts mehr sehen können, setzen die Stäbchen ein, und wenn sie ihre Arbeit begonnen haben, werden sie durch Licht gestört. Darum ist doch das Erkennen der Stäbchen noch lange kein Hellsehen, sondern trägt gleichfalls den Charakter einer Sinnesfunktion. Ebenso wird es auch hier sein.

Hyperästhesie ist ja überhaupt keine Sache, die man in einem bestimmten Grade hat oder nicht hat und deren Leistungsfähigkeit sich durch Versuche ein für allemal feststellen läßt, sondern sie residiert in oft sehr

tief gelegenen Schichten des Unterbewußtseins und offenbart sich nur, wenn deren Arbeit zutage tritt. P. Janet hatte eine Hysterika in eine anästhetische Hautstelle gestochen, sie hatte natürlich nichts gefühlt. Erst als er sie hypnotisierte und auf die erste Hypnose noch andere Hypnosen pfropfte, drang er schließlich zu einer Schicht vor, die erklärte: „Sie haben mich vorhin gestochen und mir weh getan.“ Chowrins Sensitive rang oft lange Zeit vergeblich darum, den Inhalt eines verschlossenen Briefes zu erkennen; dann aber schien plötzlich etwas in ihr einzuschnappen, das sekundenlang Elemente des Inhalts aufzufassen imstande war, und auf diesen blitzartigen Einsichten beruhte ihre Kryptästhesie. Anders kann man es ja auch nicht verstehen, daß die meisten Hypnotisierten nur eine geringe Steigerung ihrer Sinnesleistungen aufweisen, während bei etlichen Sensitiven eine Wahrnehmungsfeinheit von völlig anderer Größenordnung auftritt; bei diesen sind eben tiefere Schichten emporgehoben und darum seltenere oder stark verfallene Sinnesfunktionen in Tätigkeit gesetzt worden. Zeigt sich also ein großer Unterschied zwischen der experimentell geprüften Hyperästhesie der üblichen Sinnestätigkeit und den Leistungen einer Sensitiven, so ist das kein Grund zu sagen: also müssen diese Leistungen auf Hellsehen beruhen! Nein, solche Widersprüche beweisen nur, daß in beiden Fällen überhaupt verschiedene Erkenntnisquellen benutzt werden, die aber beidemal auf Sinnesfunktionen beruhen können, so daß eine Flucht ins Metaphysische sich erübrigt.

Die obigen Darlegungen stellen der Sinnesphysiologie klar umrissene Aufgaben, durch deren Bearbeitung wahrscheinlich Licht in die bis jetzt so mystischen „Hellsehphänomene“ gebracht werden kann. Wo eine gute Sensitive zur Verfügung steht, sollte man Chowrins früher geschilderte Versuche (H. u. H., S. 267, 268, 269) wiederholen, diesmal aber so, daß die moderne Methodik zur Sicherung unbedingter Unwissentlichkeit zur Anwendung kommt. Chowrin hatte diese Notwendigkeit erst halb erkannt, vielfach nimmt er sich nicht einmal die Mühe mitzuteilen, welche Maßregeln er zur Wahrung der Unwissentlichkeit ergriffen habe. Deshalb haftet seinen Resultaten immer noch ein Rest von Zweifel an, der sich beheben läßt. Natürlich dürfte die so erfolgende Prüfung der Hyperästhesie sich nicht damit begnügen, einzelne auffallende Leistungen zu notieren, sondern es müßten, ganz wie bei Chowrin, die Grenzwerte festgestellt werden, bis zu denen die gesteigerte Sinnesempfindung sich wirksam erweist. Denn nur auf diese Weise wehrt man den Einwurf ab, man habe Hellsehen und nicht Hyperästhesie geprüft. Man dürfte ferner nicht dabei stehen bleiben, die zuerst gefundenen Grenzwerte als schlechthin gültig zu betrachten, sondern müßte nach den dem Hypnotiseur geläufigen Methoden versuchen, immer tiefere Bewußtseinsschichten zugänglich zu machen und auf diese Weise die Grenzwerte immer weiter hinauszuschieben. Endlich müßten die von Chowrin, Tanagra und Schroeder begonnenen Versuche, ob die Hand, die Stirnhaut, die Wangenhaut unter Umständen die Rolle des Gesichts-, Geruchs-, Geschmacksinnes spielen kann, gründlicher und systematischer durchgeführt werden. Wir sind durch die beschriebenen

Vorarbeiten so weit vorgeschritten, daß dieses Arbeitsprogramm sich zielsicher erledigen läßt, und ist dies geschehen, so wird die Physiologie und Psychologie um ein höchst interessantes Kapitel reicher sein, die Lücken unserer Erkenntnis aber werden geschwunden sein, in denen sich bisher der Hellsehaberglaube angesiedelt hat.

Pendelversuche.

Von Dr. phil. *Otto Seeling* in Berlin.

Zu den besonders heftig umstrittenen Gebieten des Okkultismus gehören die „Leistungen" des siderischen Pendels. Obwohl die Anwendung des Pendels im Rahmen des „praktischen" Okkultismus erst seit etwa 1911 in Aufnahme gekommen ist, so bedarf gleichwohl dies Gebiet wegen seiner ungeheuer gewachsenen Ausdehnung schon jetzt einer kritischen Betrachtung. Das ist um so mehr notwendig, als die Heilkundigen in steigendem Maße nicht nur zu diagnostischen Zwecken, sondern auch beim Bestimmen der für den einzelnen Fall erforderlichen Arznei „pendeln". Von der Vielfältigkeit der Anwendung des siderischen Pendels haben nur wenige die richtige Vorstellung. Der eine pendelt, um die Echtheit eines Ölgemäldes zu ermitteln; ein anderer befragt das Zauberinstrument, um den Charakter eines Abwesenden aus dessen Briefzeilen und Schriftzügen zu erfahren; der dritte will feststellen, ob eine Schwangere ein männliches oder weibliches Kind unter dem Herzen trägt; der vierte pendelt die biochemischen Mittel aus, die gerade diesem Kranken zu verordnen sind; der fünfte diagnostiziert mit dem siderischen Pendel usw. usw. Im Falle des verschwundenen Knaben Messerschmidt wurde das Pendel „befragt", ob Messerschmidt tot oder lebend sei. Das Pendel blieb über der Photographie des Knaben still stehen; er sollte also tot sein; in Wahrheit lebte er unangemeldet auf einem Dorfe bei Hamburg. (Ein bekannter, gegen hohe „Tarife" arbeitender Hellseher hatte den Jungen nach Bayern versetzt und seine Wiederkehr aufs Jahr 1930 angegeben!) Messerschmidt besucht jetzt eine Berliner Volksschule in der Niederwallstraße. —

Das Bild wird noch komplizierter, und zwar dadurch, daß die Pendelschwingungen überaus verschiedenartig angegeben und gedeutet werden. Daß unter solchen Umständen keine Exaktheit erzielt werden kann, ist selbstverständlich. Gleichwohl stürzte sich das Heer der gewerblich arbeitenden Kurpfuscher auf das Pendel. Die Kunden und Kundinnen (= Patienten und Patientinnen) drängten sich in Massen zu den Pendelern. Bald wuchs deren Zahl aber so sehr, daß Konkurrenzsorgen entstanden. Und nun kam unter den Pendelern das „Spezialistentum" auf. Die Mehrzahl diagnostizierte am unbekleideten Körper, was insofern Sinn hatte, als die „Okularinspektion" unbewußt helfend dazukam. Bald kündigten sich Pendeler an, die nur den bekleideten Körper abpendelten. Ja,

einer schrieb auf seinen Reklamehandzettelchen: „Ich bleibe in jedem Falle 10 cm von der Kleidung entfernt.“

Neben diesen „Diagnostikern“ wuchs das Heer der Arzneimittel-Auspendeler. Die einen verschrieben in jedem Falle drei biochemische Mittel; also mußte das Pendel beim Arbeiten über 11—12 „Salzen“ dreimal „positiv“ schwingen. Ich lernte aber auch einen Pendeler kennen, der in jedem Falle sieben Arzneien verschrieb. Bei ihm war das Pendel also „sinngemäß“ siebenmal positiv beim Schwingen über 11—12 nacheinander untergeschobenen Salzen.

Den gröbsten Unfug sah ich bei einem „Biologen“ und „Biochemiker“ im Südosten Berlins. Er sieht die Kranken gar nicht; sondern er bependelt die „Salze“, während er mit der freien Hand irgendeinen Gegenstand (Brief, Strumpfband, Taschentuch, Sicherheitsnadel. Haarprobe usw.) des Patienten berührt. Der vorsichtige Mann stellt also keinerlei Diagnose; er „verordnet“ nur — auf Grund seines Pendels. Das Honorar betrug in diesem Falle 15 (fünfzehn) RM.

Nicht immer sind die Kunden nur aus der Arbeiterschicht. Mir ist ein Fall aus einem westlichen Vororte bekannt, wo Damen der besten Gesellschaftskreise von den „gottbegnadeten“ (!) Händen der Pendlerin faseln und gern das Honorar von 20 RM für die Sitzung bezahlen.

Nachdem ich die Pendelei etwa drei Jahre lang kennengelernt, nachdem ich insbesondere die verschiedensten pendelnden Heilkundigen persönlich befragt und bei ihrer Arbeit beobachtet hatte, faßte ich den Entschluß, eigene Versuche zu machen. Ich gewann nach einiger Zeit den Stadtschularzt Dr. Heinz Franzmeyer (Berlin-Kreuzberg) und konnte gemeinsam mit ihm eine Reihe von Experimenten durchführen. Wir hatten die Absicht, ein bestimmtes Gebiet der Anwendung des siderischen Pendels nachzuprüfen, nämlich das des Diagnostizierens, und wir waren uns schon vor Beginn der Versuche darüber völlig klar, daß das Pendel die übrigen Untersuchungsmethoden nicht ersetzen bzw. in ihrem Werte herabsetzen kann. Das heißt also, daß die Methoden der Auskultation, Perkussion und Palpation auf Grund medizinischen Fachwissens nach wie vor angewendet werden müssen, und wir waren uns ferner auch einig über den wunden Punkt, daß ein „negativer“ Pendelausschlag über einer bestimmten Körperstelle nichts darüber sagen kann, welche „Tiefenschicht“ unter der vom Pendeler berührten Körperstelle erkrankt ist, etwa der Magen, die Bauchspeicheldrüse oder eine Niere usw. Wir waren uns endlich auch darüber nicht im Zweifel, daß die Pendelschwingungen in ihrer Form bei den einzelnen „Pendeldiagnostikern“ erheblich abweichen, daß aber andererseits kein ersichtlicher Grund dafür vorhanden ist, eine bestimmte Pendelschwingung als Zeichen der Gesundheit eines Organs, eine andere als untrügliches Erkrankungszeichen, eine dritte als Zeichen der völligen Funktionseinstellung eines Organs zu betrachten. Es tauchte auch die Frage auf, ob der charakteristische Pendelausschlag nur bei „begnadeten“ Personen sich einstellt, oder ob die Pendelschwingungen eintreten, ganz gleich, wer das Pendel in der vorgeschriebenen

oder üblichen Weise in die Hand nimmt. Unsere Meinung ging dahin, daß das Pendel auf Grund einer unterbewußt bleibenden „Erkenntnis“ von jedem Pendeler charakteristisch in Schwingungen versetzt wird.

Die Versuche fanden in der Zeit vom Oktober 1925 bis März 1926 statt, und zwar in Abständen von 8—14 Tagen. Wir hatten für die Pendeluntersuchung ein bestimmtes Schema aufgestellt:

A. 1. Gehirn total. 2. Rechte Hemisphäre. 3. Linke Hemisphäre. 4. Hinterhaupt. 5. Scheitelhirn. 6. Stirnhirn. 7. Trigeminus. 8. Ohren.

B. 1. Lungenspitzen. 2. Bronchien. 3. Herz.

C. 1. Leber einschließlich Gallenblase. 2. Magen. 3. Appendix. 4. Nieren.

D. Gliedmaßen.

Zu Zwecken der Untersuchung wurde die linke Hand auf die zu untersuchende Partie leicht aufgelegt (bei eng umschriebenen Stellen nur der zweite oder dritte Finger). Der rechte Ellenbogen diente durch Auflegen auf die Tischplatte als Stützpunkt für den unter einem Winkel von 45° gehaltenen rechten Unterarm. Das Pendel hing zwischen Daumen und Zeigefinger, die aneinandergelegt wurden. Es bestand aus einem Anglerlot in Kegelform (Durchmesser 2 cm, Höhe $2^1/_2$ cm) und dem an der Drahtöse des Lotes befestigten Garnfaden. Durch Vorversuche hatten wir festgestellt, daß das Pendel über einer erkrankten Partie in „Strichform“ Schwingungen ausführte, d. h. also so hin und her ging, wie das Pendel einer Wanduhr. Wir einigten uns diese Schwingungen als negative zu bezeichnen. Auch bei abgewendeten bzw. verbundenen Augen erhielten wir solche Pendelausschläge. Über gesunden Organen bekamen wir den Kreis beziehungsweise eine fast kreisförmige Ellipse. Bei Organen, die ihre Funktion gänzlich eingestellt hatten und bei fehlenden Partien (Blinddarmoperation) stand das Pendel still. Da die Vorversuche an bereits untersuchten Personen ausgeführt wurden, besteht freilich die Möglichkeit, daß der Pendelausschlag durch Suggestion bzw. durch Anwesenheitstelepathie beeinflußt gewesen ist. Daß bei uns sich nur drei Formen von Schwingungen ergaben im Gegensatze zu andern, die zwanzig und mehr zu beobachten glauben, mag vielleicht daran liegen, daß ich die Pendeldiagnose zuerst bei einem „Heilkundigen“ kennenlernte, der sich mit: positiv, negativ und „tot“ begnügte. Es mag aber auch daran begründet sein, daß ein Organ ja nur entweder gesund oder krank bzw. abgestorben sein kann.

Bei unseren Versuchen wurden sorgfältig nur solche Personen verwendet, die bisher Dr. Franzmeyer noch nicht untersucht hatte. Es standen drei Zimmer zur Verfügung mit Verbindungstüren. Im Mittelzimmer befanden sich die in Frage kommenden Versuchspersonen. Sie wurden der Reihe nach mit Nummern bezeichnet und zuerst in das Zimmer für die Pendeldiagnose geführt. Dort saßen außer dem „Untersuchenden“ jedesmal 2—3 Hilfspersonen, von denen eine die Eintragungen in das Schema machte. Es wurde streng darauf geachtet, daß weder die Versuchsperson noch der Untersuchende eine Unterhaltung führte.

Die untersuchte Person verließ unter Begleitung das Zimmer und wurde mit ihrer Nummer in das vom Arzte besetzte Zimmer geführt. Das ausgefüllte Schema verblieb aber bis zum Schluß der Tagesarbeit im Zimmer der Pendelversuche. Dr. Franzmeyer machte nur seinerseits in das gleichlautende Schema Eintragungen auf Grund der bekannten klinischen Untersuchungsmethoden. Ehe die Versuchspersonen entlassen wurden, fand ein Vergleich der Eintragungen statt. Bei abweichenden Eintragungen nahm der Arzt eine erneute Untersuchung vor. War zur Feststellung der Richtigkeit der Pendeldiagnose ein fachärztliches Gutachten erforderlich, so wurde (z. B. bei angeblich herabgesetzter Hörfähigkeit auf einem Ohre) ein solches eingeholt. War durch das Pendel ein vom Arzt mit seinen Methoden ermitteltes Leiden nicht festgestellt worden, so unterblieb natürlich eine neue „Bependelung", weil sie stark unter dem suggestiven Einfluß der ärztlicherseits festgestellten Ermittlung gestanden, also „entsprechend" ausgefallen wäre.

Ab und zu haben wir die Pendelversuche durch andere Personen machen lassen; wir konnten feststellen, daß eine „mediale" Begabung nicht vorhanden zu sein brauchte, sondern daß bei jedem Menschen, der sich ernstlich auf die Versuche einstellte, die entsprechenden Schwingungen eintraten.

Wie fielen nun unsere Versuche aus? Insgesamt ist die Zahl der Versuchspersonen zu klein, um ein für allemal das Resultat auszusprechen. Wir machten unsere Versuche an 60 Personen. Darunter waren nur wenig Fehl„diagnosen" seitens des Pendelnden. In 4 Fällen hatte das Pendel eine mehr oder minder starke Herabsetzung des Gehörs angegeben, ohne daß bei der klinischen Untersuchung der Arzt daraufgekommen war; er konnte auch nicht daraufkommen, weil die Versuchspersonen sich wohl an eine überstandene Mittelohrentzündung erinnerten, jedoch bisher nicht beobachtet hatten, daß bzw. welches Ohr dauernd gelitten hatte. Freilich braucht man zu dieser Ermittlung das siderische Pendel nicht. Der Facharzt kommt durch Prüfung mit der Flüstersprache und Ausschaltung des nicht zu prüfenden Ohres in einwandfreier Weise ebensoweit oder weiter! In allen Fällen waren zutreffend die „negativen" Schwingungen bei Erkrankung der Lungenspitzen (Tbc.). Dreimal unter 60 Fällen hatte die klinische Gesamtuntersuchung die Erkrankung der Lungenspitzen nicht festgestellt bzw. nicht feststellen können, weil die Perkussion nichts Auffallendes ergab. Erst bei nochmaligem Untersuchen durchs Membranstetoskop wurde an den vom Pendel bezeichneten Stellen ein entsprechendes, verändertes Geräusch festgestellt. Richtig war auch seitens der Pendeluntersuchung in allen Fällen die Erkrankung des oberen Trigeminusastes bezeichnet worden, ferner Blinddarmreizung bzw. Fehlen des „Blinddarms" infolge Operation. Dagegen waren dem Pendeler zweimal unter insgesamt 3 Fällen schwere Sprachstörungen (Stottern) völlig entgangen. Richtig wurden aber durch Pendelausschläge in „Strichform" diejenigen Stellen an den Gliedmaßen angegeben, an denen vor längerer oder kürzerer Zeit ein Knochenbruch zur Heilung gekommen war. Hier kann eingewendet

werden, daß der betastende Untersucher, selbst wenn er keinerlei medizinische Kenntnisse hat, die Verkürzung des betroffenen Gliedes bemerken oder die häufig zurückbleibende Verdickung der Bruchstelle sehen bzw. die herabgesetzte Funktion der Körperpartie beobachten könne. Das mag richtig sein. Wir haben aber auch Einzelversuche an völlig bekleideten Versuchspersonen vorgenommen und das gleiche Ergebnis erzielt. Auch hier ist jedoch ein Einwand möglich, nämlich der, daß der Untersuchte durch unwillkürliche Bewegungen die erkrankte bzw. erkrankt gewesene Stelle verrät.

Die größten Schwierigkeiten bezüglich der Deutung machten „negative" Schwingungen über dem Gehirn. Wenn auch die Lokalisation der „erkrankten" Stelle leicht gelang, so erhielten wir doch beim vorsichtigen Befragen der Versuchsperson selten eine entsprechende Antwort.

Einem bekannten Charlottenburger Kurpfuscher, der sich rühmt, 100 (einhundert) verschiedene Pendelschwingungen zu „leisten" und der aus dem Winkel des schwingenden Pendels mit dem Lot vom Aufhängepunkt desselben die Prozent„zahl" der Störung mit beneidenswerter Selbstsicherheit angibt, legte ich kürzlich die Frage vor, ob er denn auch eine „Sonder"-schwingung für die beginnende Erkrankung der Nebennieren habe oder gar für die noch keimhafte multiple Sklerose. Er wußte von der zuletzt genannten Krankheit überhaupt nichts, und er hatte von der Lage der Nebennieren im Körper keine blasse Ahnung. Dagegen behauptete er, aus der Art der Pendelschwingung entnehmen zu können, ob die Rückenstreckmuskulatur erkrankt sei, oder die Wirbelkörper, oder das Rückenmark, oder die Nieren, oder die Bauchspeicheldrüse. Jedes „Organ" sende im Erkrankungsfalle „spezifische" Strahlen und bewege demgemäß das Pendel. Eine in meiner Gegenwart vorgenommene Untersuchung einer bekleideten Frau von 40 Jahren, die an einem Myom litt und im Herbst operiert werden soll, fiel negativ aus. Die gewerbsmäßigen Pendeler behaupten allerdings, daß die „spezifischen" Strahlen durch Eisenstäbe (Korsett, Strumpfhaltergürtel) und durch Seide nicht hindurchgehen können.

Ich will nicht unerwähnt lassen, daß mir von einem Arzte in einer Lungenheilstätte berichtet worden ist, wie er seine üblichen Untersuchungsmethoden durch das siderische Pendel ergänzt. Das mag zum guten Teil Liebhaberei sein. Aus der Literatur ist mir nur ein Arzt bekannt, der das siderische Pendel verwendet, aber nicht zwecks Diagnosenstellung, sondern für die Ermittlung der im Einzelfalle zu verwendenden Arznei.

Wie alle Gebiete des Okkultismus sollte auch das des siderischen Pendels mehr als bisher von unvoreingenommenen, wenn auch kritischen Forschern durch Reihenexperimente erforscht werden. Am besten erscheint mir die Zusammenarbeit eines Arztes und eines Psychologen. Schon jetzt kann man wohl folgendes aussprechen:

1. Die Pendelschwingungen sind nicht eindeutig charakteristisch,

sondern unterliegen bei den verschiedenen Pendelern bezüglich der Form wie der Zahl großen Schwankungen.

2. Die Pendelschwingungen sind nicht geeignet, eine einwandfreie Lokalisation der Erkrankung zu leisten. Deshalb kann die Pendeldiagnose selbst in der Hand eines tüchtigen Arztes niemals die herkömmlichen Untersuchungsmethoden verdrängen oder ersetzen.

3. Die Pendelschwingungen sind nicht — wie die marktschreierische Reklame der Kurpfuscher behauptet — an wenige „gottbegnadete" Menschen gebunden, sondern stellen sich bei jedem ein, sofern er sie nicht absichtlich verhindert.

4. Die Diagnostizierung durch das Pendel bringt für autosuggestible Personen, besonders für solche mit hysterischem und hypochondrischem Einschlag, die Gefahr der Verschlimmerung des Leidens, da der „negative" Ausschlag vom Patienten beobachtet wird.

5. Wenn auch eine einwandfreie Erklärung für das Phänomen des diagnostizierenden siderischen Pendels noch nicht vorliegt, so steht doch fest, daß „übersinnliche" Kräfte zur Erklärung nicht herangezogen werden müssen. Es ist vielmehr wahrscheinlich, daß neben unbewußt bleibender intuitiver „Erkenntnis" objektiv feststellbare, aber unterbewußt bleibende „Befunde" der berührten Körperstelle sich auf motorischem Wege in Form charakteristischer Schwingungen auswirken.

6. Das „System" der Pendelschwingungen erscheint um so verworrener, je verworrener die Gesamtpersönlichkeit des Pendelers ist. Mit der Aufhebung der Kurpfuscherfreiheit werden auch die „ausgebauten" Systeme zu Diagnostizierungszwecken verschwinden.

Die Züricher Versuche zum objektiven Nachweis einer menschlichen „Emanation".

Referat von Oberstudienrat Dr. *A. Wendler* in Erlangen.

Mit 3 Abbildungen.

In meinem letzten Referat in dieser Zeitschrift („Neue Strahlen des menschlichen Organismus") hatte ich am Schlusse u. a. auf die objektiven Versuche des Elektrikers E. K. Müller (Zürich) hingewiesen. In vorliegendem möchte ich nun eine kurze Übersicht über diese Versuche geben, wobei ich mir eine eingehende kritische Gesamtbehandlung dieses Gebietes für eine andere Gelegenheit vorbehalte. Vorwegnehmen möchte ich noch, daß ich im Laboratorium Müllers in Zürich-Kilchberg die betreffenden Versuchsanordnungen selbst besichtigte und mich von ihrer Wirkungsweise überzeugen konnte. In einem Vortrage auf der Aarauer Tagung (1925) der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft hat E. K. Müller alles kurz zusammengefaßt, was sich auf die Vorgeschichte dieser Versuche (Zusammenhang mit dem Wünschelrutenphänomen, meteorologisch-

physiologische Beobachtungen usw.). die Versuchsmethodik und die Befunde selbst bezieht.

Unter Verweisung auf Müllers ältere Schrift („Über die Empfindlichkeit des menschlichen Körpers elektrischen und verwandten Kräften gegenüber...“ Buchdr. Ragaz A.-G., 1922) möchte ich zunächst aus dem ersten Teil des Aarauer Vortrages vom früheren Beobachtungsmaterial einiges anführen, was als wegweisend für die späteren Indikatorversuche bezeichnet werden kann, wie z. B. die Tatsache, daß eine menschliche Hand (eines spanischen Hypnotiseurs) imstande war, auf der sauberen Glasfläche eines Cheminée-Spiegels hauchbilderähnliche Streifen auftreten zu lassen, als Folge einer gradlinig und intermittierend den Fingerspitzen entweichenden Energie, die auf einem Wege von etwa 60 cm eine nebelartige feine, aber überraschend deutliche Spur auf der Glasfläche verursachte. Die eigentlich von Müller entdeckte (später von Veraguth aufgegriffene und weiter verwendete) Tatsache, daß der elektrische individuelle Körperwiderstand unter psychischen (und physischen) Einflüssen Änderungen unterliegt, die sich nach der von Müller durchgearbeiteten „Neurometermethode“ in charakteristischen Diagrammen verraten, hat zu der weiteren Feststellung geführt, daß bei entsprechend vorsichtiger Versuchsmethodik diese Kurven eine weitgehende Konstanz zeigen. So soll sich dann zuverlässig feststellen lassen, daß eine Beeinflussung der Versuchsperson durch eine zweite, nicht nur psychisch, sondern auch physisch veranlaßt werden könne, wenn letztere ohne Wissen der Versuchsperson sich der Wand des Isolierraums nähere. Ob freilich die Annahme eines physiko-galvanischen Reflexphänomens neben dem erwiesenen psychogalvanischen geboten ist, erscheint mir nicht so unbedingt nötig, da man, von telepathischer Beeinflussung ganz abgesehen, immerhin an eine akustische Hyperästhesie der Versuchsperson denken könnte oder auch an gesteigerte Vibrationsempfindlichkeit gegenüber den sich mechanisch durch Luft und Wand fortpflanzenden Pulsationswellen der sich annähernden Person.

Des weiteren behandelt der Vortrag die Beziehungen der Wettersensibilität zu den positiven und negativen Neurometerdiagrammen, den Zusammenhang der positiven und negativen Schwankungen der Wünschelrutensensitivität mit den Wetterwirkungen (Nebel- und Schneereaktion). Wie auch die Pflanzenwelt vom Wetterwechsel — vorgängig — beeinflußt wird, namentlich. wenn damit eine Änderung der Nachttemperatur einhergeht, dafür werden interessante Belege in Photogrammen erbracht, die sich auf den automatisch registrierten elektrischen Eigenstrom eines Ahornbaumes beziehen. Die „Wetterwirkung“, wie anscheinend auch die „Quellenwirkung“ verursacht aber nach Müller nicht allein eine Innenstörung im lebenden Körper, sondern es scheint auch zu Außenstörungen zu kommen, die den Körper „strahlend“ machen. Dadurch würde dann der Körper auch auf gewisse Apparate Einfluß gewinnen, die sonst unter dem besonderen Einflusse eben der Wetter- oder auch Quellenwirkungen stehen (Fortinsche Magnetometer, Automatischer Quellenfinder u. dgl.). Müller

ließ eine Reihe solcher Apparate herstellen, die zeigen sollen, daß es sich um andere Einflüsse als um Erdmagnetismus und tierische Wärme handelt, wenn dabei ein Aluminiumzeiger über der Kreisteilung unter dem hermetischen Glasabschluß seine überraschenden Wanderungen unternimmt. Ein in einem Pavillon in der Nähe einer Quelle bei sehr konstanter Temperatur und vollkommenem Lichtabschluß auf solidem Steinsockel aufgestelltes Instrument wurde jahrzehntelang beobachtet. Die Registrierkurve ist dabei eine ganz andere als die während 4×24 Stunden photographisch mitregistrierte Magnetometerkurve für Erdmagnetismus, welche vom Züricher Meteorologischen Institut stammt. Photogramme geben auch Aufschluß über die wettervormeldende Tätigkeit eines dieser Apparate gegenüber Nebel und Schneefall. Bei der Einwirkung des menschlichen Körpers auf solche Apparate könnte man wieder an die von A. Hofmann eingehender studierten mechanisch übertragbaren Strahlungs- und Leitungsvorgänge vortäuschenden Pulsfrequenzeffekte denken. Diesem Punkte hat Müller, der sonst allerhand Kontrollversuche zur Sicherstellung seiner Emanationshypothese ausführte (z. B. bezüglich des eventuellen Einflusses einer statischen Aufladung des Körpers), nicht Rechnung getragen. Ein ernstlicher Einwand scheint mir allerdings daraus nicht zu erwachsen, weil so vieles andere zusammenstimmt und nach der gleichen Richtung weist. Die regelmäßig erfolgenden Ablenkungen der Aluminiumnadel des Magnetometers bei jedem Betreten des Dunkelraumes (auch bei nur sekundenlangem Aufenthalt) sind, je nach der Wetterlage, sehr ungleich. Bei geringer elektromagnetischer Beunruhigung des Äthers (nicht der Atmosphäre) ist der Verlauf der Kurve störungsfrei und die persönliche Einwirkung nur unbedeutend. Umgekehrt, bei starken „atmosphärisch-magnetischen" Unruhen, bei Vormeldung von Nebel oder Schneefall besonders, ist der persönliche Einfluß auf den Apparat auffallend stark und gelegentlich in umgekehrter Richtung erfolgend. (Auch das Verhalten des individuellen elektrischen Körperwiderstandes ist vor Schneefall entgegengesetzt; Zunahme statt Abnahme.) Bemerkenswert und vielleicht auf eine Erklärung durch Höhenstrahlungseffekte hinweisend, mag noch die Tatsache sein, daß der Apparat, welcher z. B. so gut wie gar nicht Feuchtigkeitseinflüssen unterliegt, 3 m unter der Erde in einem Zementgewölbe nahezu keine Nadelbewegung mehr ergibt. Hierüber sind weitere Versuche in Aussicht genommen.

Einige der wichtigsten Feststellungen Müllers, die zum Teil aus den bisher mitgeteilten Untersuchungen zu erschließen sind und durch die noch zu besprechenden objektiven Indikatorversuche experimentell bewiesen werden sollen, sind folgende: 1. Es ist im menschlichen Körper eine Energie vorhanden, die, als Emanation des Blutes, mit dem Atem und insbesondere auch aus dem unteren Teil der Fingerenden herauswandert und hier der Radioaktivität ähnliche Wirkungen zeigt. 2. Je nach der anatomischen Verteilung des peripheren Blutquantums und der physiologischen Beeinflussung der Blutbeschaffenheit durch äußere und innere Faktoren schwankt die Aktivität dieser Emanation in ziemlich weiten

Grenzen. 3. Der Austritt der Emanation aus dem Körper ist meist auch variabel während der Kontrolle, intermittierend, stoßend, zuckend, namentlich, wenn es sich um seine Wirkungen durch andere Medien als Luft handelt, und erinnert dabei an das Schwanken des individuellen Widerstandes während der Messung. 4. Die Emanation, auf eine Reihe von Stoffen verladbar, durchdringt gewisse organische und anorganische Substanzen und manifestiert ihre Anwesenheit dadurch, daß durch sie die elektrische Leitfähigkeit isolierender Medien vergrößert wird. Bringt man z. B. ein mit baumwollumsponnenem Kupferdraht umwickeltes Holzstück, das etwa 4 Minuten lang in der linken Hand gehalten wurde, ohne Umhüllung oder mit Seidenpapier oder auch Sterofil umhüllt in ein umgestülptes Glasgefäß, das einen schellackierten Spulenindikator enthält, wobei eine Berührung zwischen Drahtwindungen des Indikators und dem drahtumwickelten Holz verhütet wird, dann erhält man unter Vermittlung der aufgespeicherten und nun entweichenden Emanation einen fortlaufend zunehmenden oder auch stoßweise erfolgenden Ausschlag des Spiegelgalvanometers. (Dem Kenner der neueren Physik fällt bei all diesen Beobachtungen eine weitgehende Analogie dieser Erscheinungen mit denen des lichtelektrischen Effektes auf, worauf ich an anderer Stelle näher eingehen werde.)

Die physikalischen Indikatoren Müllers beruhen nun alle auf dem Prinzipe, daß in einem Gleich- oder Wechselspannungen stauenden Sperrkreise infolge Widerstandsverringerung der Isolationsmedien durch die Emanation Stromeffekte erzielt werden.

Ein passender Indikator wird nun z. B. gebildet durch eine lineare Doppelelektrode aus Silber oder Platin, evtl. mit Glimmerzwischenlage von 0,2 bis 0,3 mm Dicke, oder eine „bifilar“ gewickelte, in der Mitte aufgeschnittene Spule aus nur einmal mit Seide umsponnenem Eisendraht von etwa 0,2 mm Dicke. Wird nun z. B. diese Doppelelektrode einseitig mit dem Elektrometer und andrerseits mit einer Batterie (40 Volt) verbunden, während der freie Batteriepol und das Elektrometer geerdet sind, so wird mit Rücksicht auf die gute Isolierfähigkeit des Glimmers ein nur äußerst langsames Aufladen des Elektrometers erfolgen. Je nach der Emission der dieser Doppelelektrode genäherten Fingerenden ist eine langsame oder raschere oder sehr rapide gleichmäßige oder intermittierende Ablenkung des Elektrometers zu beobachten als Folge der Leitfähigkeitserhöhung des Glimmers. Die umgekehrte Anwendung des Elektrometers zur Herbeiführung seiner Entladung ist als empfindlicher vorzuziehen. Für praktische Demonstrationszwecke eignet sich indessen besser als das Elektrometer das Galvanometer, evtl. kombiniert mit einem Telephon und Tikkerschaltung unter Verstärkung durch einen Lampenverstärker, um das Auge durch das Ohr zu kontrollieren. In ihrer einfachsten Form besteht die ganze Apparatur aus der für Isolationsmessungen verwendeten Zusammenstellung aus empfindlichem Spiegelgalvanometer mit Shunt, Meßbatterie und dem betreffenden Indikator mit seinem an sich erheblichen Isolationswiderstand.

Ein im wesentlichen aus der obigen Silberdoppelelektrode bestehender Indikator ist der „Elektroroborator“, ein von Müller herrührender, patentierter, mit einer gewöhnlichen Taschenbatterie betriebener kleiner Hautelektrisierapparat mit einem Unterbrecher besonderer Konstruktion. Die auf die Haut aufzusetzenden Elektroden sind die oben beschriebenen kleinen linearen Silber- oder Platinelektroden mit dem äußerst schmalen Isolator, der unter gewöhnlichen Umständen die etwa 1000 Volt betragende Elektrodenspannung isoliert, so daß beim Einschalten des Unterbrechers zunächst kein Funkenübergang erfolgt. Abb. 1 zeigt nun, wie unter Um-

Abb. 1.



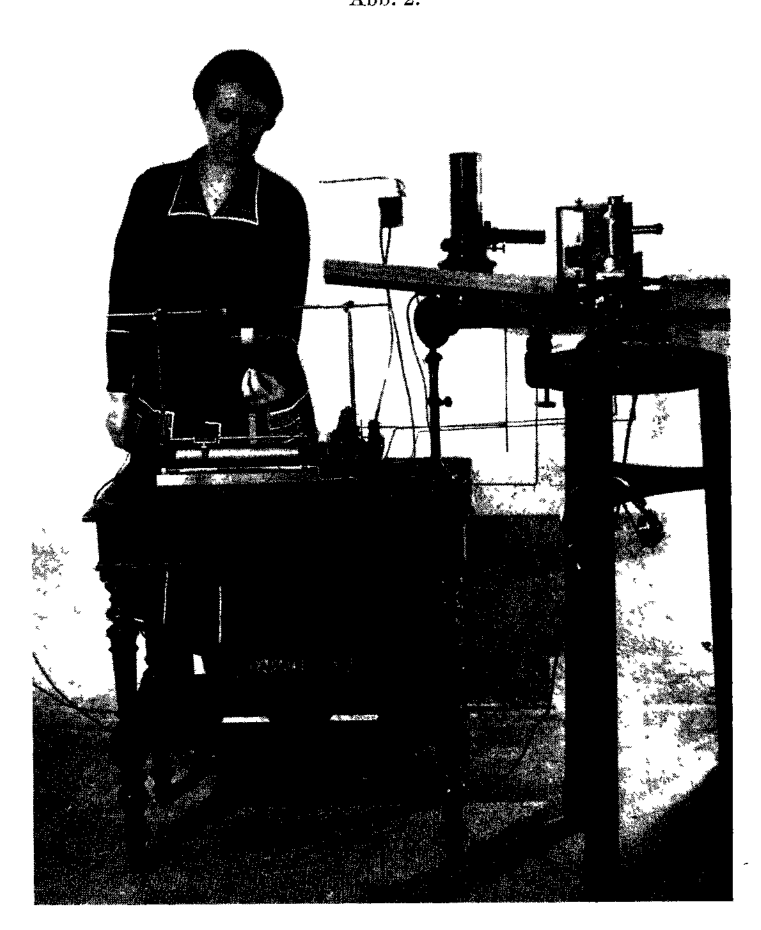
ständen durch die genäherte Hand trotz Handschuhbedeckung der Funkenübergang provoziert werden kann. Das gleiche wurde bewirkt durch eine kurze Zeit in der Hand gehaltene Kerze oder einen auf einem Gummirohr angenäherten Steinsalzkristall, nachdem er wenige Sekunden mit der Hand umfaßt war. Abb. 2 zeigt den oben erwähnten Spulenindikator, seine Schaltung und Beeinflussung durch die geschlossenen Finger, deren Wirkung z. B. gesteigert wird, wenn durch einen nach oben zu sich verjüngenden Zelluloidtrichter die „Emanation“ zusammengehalten wird.

Es ist selbstverständlich, daß E. K. Müller alle die naheliegenden Einwände, die sich auf Feuchtigkeitseffekte, die Wärme, Kapazität und statische Ladungen der Hand beziehen, durch entsprechende Versuche zu entkräften versucht hat, und ich muß hier die Bereitwilligkeit anerkennen, mit der er auch auf meine von der Skepsis diktierten Vorschläge jederzeit eingegangen ist.

Solange man den einen oder anderen der zahlreichen Müllerschen Versuche herausgreift, scheint es, daß man mit einer der genannten Er-

klärungen auskommen könne. Wenn man z. B. alles, was über die sog. insensible Perspiration und den auch optisch von Toepler durch den Schlierenapparat nachgewiesenen Gaswechsel bekannt ist, hernimmt und dazu die neueren Lehren der Statik und Dynamik der Gase berücksichtigt, einschließlich der elektrischen Eigenschaften der Gasschichten und des Rudge-Effektes, so läßt sich, wie aus meiner Korrespondenz mit Müller

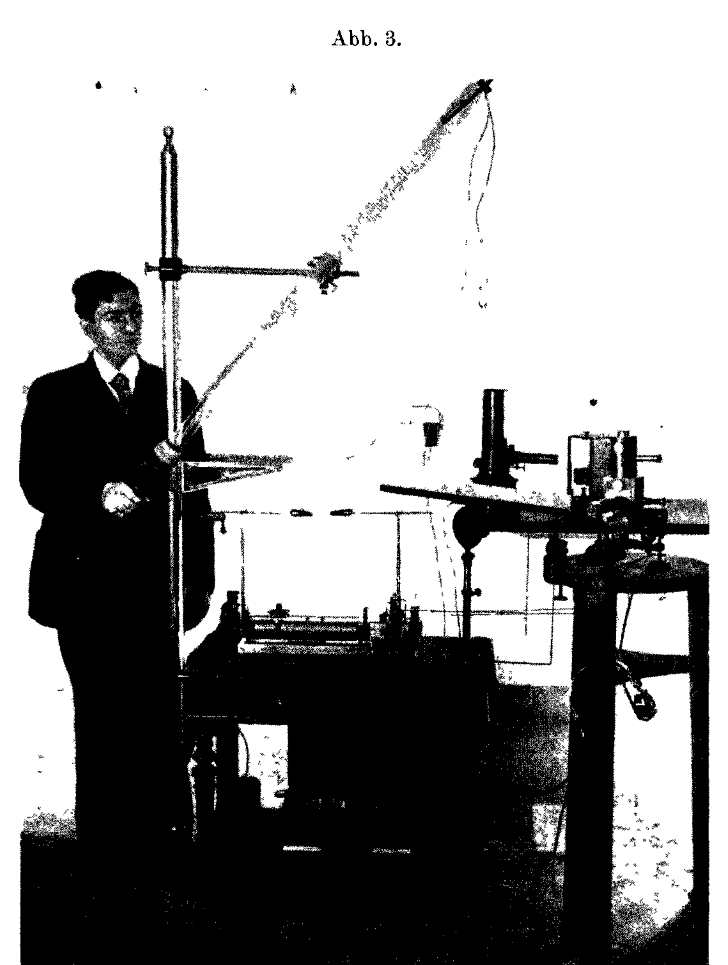
Abb. 2.



hervorgeht, so mancher Versuch wohl genügend erklären. Auf diese weit ausgesponnenen Detailfragen kann an dieser Stelle nicht eingegangen werden. Bezüglich des Gesamteindruckes der Müllerschen Untersuchungen muß ich allerdings bekennen, daß mir die Annahme einer besonderen Energie (Emanation oder Strahlung) radioaktiven oder elektromagnetischen Charakters, nachdem dieselbe ja auch auf Grund anderer Überlegungen und Untersuchungen nahegelegt ist — man braucht dabei gar nicht einmal auf die okkultistische Literatur im engeren Sinne zurückzugreifen — durchaus gerechtfertigt erscheint, zum mindesten als Arbeits-

hypothese. Von den Autoren, die sich auf Grund eigener Versuche zu der Auffassung Müllers bekennen, nenne ich vor allem Prof. Farny, Genf, und ich verweise u. a. auf seine Veröffentlichung im Bulletin des Schweizerischen Elektrotechnischen Vereins, 1926, Heft 10 (Sur un agent physiologico-physique (anthropoflux R.) émis fréquemment, mais irrégulièrement

Abb. 3.



par le corps humain et sur sa fonction présumée dans les cas d'électrocution par décharge disruptive).

Als schlagendster Beweis wird von beiden Autoren der Versuch angesehen, den Abb. 3 zeigt. Der Indikator befindet sich oben in einer fast $1^1/_2$ m langen Glasröhre und ergab bei Prof. Farny dennoch eine Wirkung, wenn dieser (sich seitwärts in Armlänge vom Glasrohrende aufhaltend) die Röhre, wie das in der Abbildung an dem Gehilfen zu sehen ist, etwa 80 Sekunden lang mit der Hand umfaßte. Das gleiche trat ein, wenn

an das untere Ende des Glasrohrs noch ein Rohr aus Kupferblech aufgebunden war, welches jetzt mit der Hand umfaßt wurde. Zur Erklärung nehmen die beiden Autoren an, daß die „Emanation“ das Glas- bzw. Kupferrohr passiert und im Innern der Röhre aufsteigend den Indikator beeinflußt. Diese Annahme ist so naheliegend, daß man sie zunächst wohl gelten lassen kann; immerhin wäre es vielleicht erwünscht, den Vorgang, namentlich am oberen und unteren Ende der Röhre, im Toeplerschen Schlierenapparate optisch zu verfolgen. Zu prüfen wäre etwa auch, ob nicht die Stellung des Rohres zur erdmagnetischen Inklinationsrichtung eine Rolle spielt.

Von wesentlicher Bedeutung scheint mir der Befund Müllers zu sein, daß die auf den horizontalen Spulenindikator einwirkende Hand unter sonst gleichen Umständen unterhalb einen größeren Ausschlag ergibt als oberhalb. Dies würde doch wohl, wenn man von der Deutung durch den gewöhnlichen physiologischen Gaswechsel absieht, auf einen emanatorischen Vorgang schließen lassen. Schon aus diesem Grunde dürften die Befunde Müllers sich auf etwas anderes beziehen, als der von A. Hofmann in der vorliegenden Zeitschrift veröffentlichte Versuch, bei welcher die Fingerspitzen im Sinne einer Strahlungswirkung einen Indikator unter Vermittlung eines paraffinierten Hohlspiegels beeinflußten. Andrerseits hat auch A. Hofmann mit ähnlichen Indikatoren wie bei Müller dessen Befunde im positiven Sinne nachgeprüft. Da die mir brieflich mitgeteilten Versuchsanordnungen meines Wissens nach nicht veröffentlicht sind, halte ich mich nicht berechtigt, darüber zu berichten.

Wie auch die schließliche Deutung der Müllerschen Versuche lauten mag, sicher ist, daß ein für den Physiker und Physiologen kennenswertes Untersuchungsgebiet vorliegt. Um so bedauerlicher ist es, daß sich trotz meines mehrfachen Bemühens noch kein wissenschaftlicher Verlag fand, der die Publikation des Aarauer Vortrages in Deutschland übernommen hätte. Das Interesse des Auslandes (Frankreich und Amerika) hat sich dagegen der Sache Müllers bereits angenommen.

Aus der Zugun-Literatur.

Von Dr. med. *Hans Rosenbusch.*

> „Wenn ein psychischer Untersucher nicht fähig ist, die Tricks eines 13jährigen Mädchens zu verhindern, so sollte er das Geschäft aufstecken.“
>
> Harry Price.

I.

Im letzten Heft dieser Zeitschrift habe ich eine Berichterstattung über die bisherige Zugun-Literatur versprochen. Wenn ich mir jedoch vergegenwärtige, daß der Kreis von Lesern, zu dem ich sprechen darf, im Gegensatz zu dem anderer okkultistischer Journale kaum die mehr oder minder Gläubigen

und daher kritisch gar nicht oder nur begrenzt zugänglichen Okkultisten umfaßt, so kann ich es mir ersparen, offene Türen einzurennen und das Gros der okkultistischen Zugun-Literatur ihrer für die ernsthafte Forschung ersichtlichen Bedeutungslosigkeit zu entreißen. Zaghaft und doch deutlich beginnt sich aus beiden Lagern der für das Problem des physikalischen Okkultismus Interessierten eine Gruppe herauszuschälen, welche bei aller Gegensätzlichkeit der Überzeugungen in der von den Autoren des Dreimännerbuchs herausgearbeiteten Forderung, die Tatsachenfrage als reines Problem der Beobachtungspsychologie zu untersuchen, eine — oder man darf wohl sagen — die Verständigungsmöglichkeit erblickt. So wird der ganze Fragenkomplex rasch aus der unfruchtbaren Sphäre des angeblichen Kampfes um Weltanschauungen und damit um allzu Persönliches entrückt. Ein Übriges dürfte die nun genügend wiederholte Feststellung aus dem Lager der Nichtokkultisten wirken, daß ihre Forderung nach beobachtungswissenschaftlicher Sicherheit nur von unklaren Köpfen mit dem Schlagwort des von allen Seiten überwundenen Materialismus abgetan werden kann. Die modernen Okkultisten bezeichnen selbst als die Grundlage ihrer Disziplin das Experiment; der Begriff des Experimentes ist aber von allen weltanschaulichen Wandlungen unabhängig. Von seiten der Nichtokkultisten wird die Möglichkeit unbekannter, anscheinend wunderbarer Kräfte keineswegs geleugnet; ob aber ein Vorgang, so wie er beschrieben wurde, verlief, hat in sämtlichen wissenschaftlichen Disziplinen mit der Weltanschauung des Untersuchers nicht das mindeste zu schaffen.

Mit der wissenschaftlichen Berichterstattung des größten Teils der Zugun-Literatur steht es nun überaus traurig. Wer sich auf die Kritik solcher Berichte einläßt, kann sein ganzes Leben darauf verwenden, dieses phantastische Riesengebirge kritisch abzutragen, um zum Ende vor einem ebenso großen neuen zu stehen. Eine solche Beschäftigung wäre eine um so größere Don-Quichoterie, als mit dem Aufzeigen der Unzulänglichkeit eines Berichtes ja keineswegs bewiesen wäre, daß die ihm zugrunde liegenden Phänomene nicht dennoch echt gewesen sein können.

Die sog. Entdeckung der Eleonore Zugun beginnt mit der Propaganda eines rumänischen Aberglaubens, der die dort auf dem Lande häufigen Bauernfoppereien dem Teufel „Draku" zuschreibt. Ein Droschkenbesitzer und ein kleiner Finanzbeamter laufen damit zu einem Redakteur in Czernowitz, „der als echter Reporter den großen Schlager wittert". Die hierauf von dem Journalisten Kuby Klein verfaßten Berichte veranlaßten den verstorbenen Okkultisten Grunewald zur Nachuntersuchung. Noch bevor er seine eigenen Beobachtungen begonnen hat, erklärt er, daß es sich „offensichtlich um einen charakteristischen Spukfall" handelt. Die „Allgemeine Zeitung" von Czernowitz, in der die Kleinschen Artikel erschienen sind, erklärt, daß „sie immer nur auf Angaben der Dorfbewohner beruhten". Bezeichnend für die Qualität der nun folgenden Zugun-Literatur ist gleich der erste Aufsatz, den 1925 die „Psychischen Studien", also eine angeblich wissenschaftliche Zeitschrift, aus der Feder eines Mitarbeiters veröffentlichen, und in dem lediglich auf Grund eines Prager Zeitungs-

referates der erwähnten Kleinschen Artikel die beschriebenen Geschichten für echte Phänomene, hervorgebracht von Eleonore Zugun und dem Geist ihrer Großmutter, erklärt werden. Nach Grunewalds baldigem Tod tritt „die private Forscherin" Gräfin Wassilko auf den Plan. Nun ist es meiner Ansicht nach ganz gleichgültig für die Wissenschaft, ob zuverlässige Beobachtungen von einem großen Gelehrten oder einem einfachen Privatmann angestellt und berichtet werden. Wenn aber die Gräfin Wassilko in ihrer Schrift über den Fall Zugun ausdrücklich erklärt, keinen Anspruch auf wissenschaftliche Beweisführung zu erheben und gleichzeitig „für die Echtheit der von ihr selbst beobachteten Phänomene voll und ganz einsteht", so erhebt sich wohl doch die Frage, welcher Art privater Forschungstätigkeit die Gräfin oblag, bevor sie sich entschloß, die Tochter „eines einfältigen Menschen und außerdem Trinkers" mittels „des Pflasters, das wir alle kennen" aus ihrem ländlichen Wirkungskreis nach Wien zu verpflanzen, wo sie, wie wir im letzten Heft dieser Zeitschrift durch den Direktor des dortigen Parapsychischen Institutes, Dr. Tartaruga, erfuhren (S. 304), diesem dort für solche Forschungen immerhin zuständigen Institut, geflissentlich aus dem Wege ging. Ein Bericht derjenigen Wiener Untersucher, welche die Gräfin selbst zuzuziehen für gut befand, ist meines Wissens bislang nicht erschienen. Sie haben nach Veröffentlichung der von mir bewirkten Entlarvung in einer Pressenotiz erklärt, echte Phänomene unter Bedingungen festgestellt zu haben, unter denen „niemand von den Beteiligten in die Lage kommen konnte, Phänomene dieser Art auf betrügerische Art hervorzubringen". Natürlich sind es die „Psychischen Studien", jetzt „Zeitschrift für Parapsychologie", welche, plötzlich hochkritisch orientiert, den von mir erbrachten Nachweis, daß die mir gezeigten Phänomene auf Tricks beruhten, als „Sensationsbluff" bezeichnen. Allein die zur Widerlegung meiner Veröffentlichung in Wien wieder aufgenommenen Versuche haben dem dabei zugezogenen Taschenspielexperten des obengenannten Instituts, Herrn Ottokar Fischer, ebenfalls recht handgreifliche Beweise für die versuchte und verwendete Tricktechnik geliefert. Es wäre ungerecht gegenüber der „privaten Forscherin" Wassilko, wenn ich mein geäußertes Mißtrauen gegen die Grundlagen ihrer Echtheitsbehauptungen beispielsweise gegenüber einem der an der erwähnten Wiener Erklärung beteiligten offiziellen Gelehrten, dem Professor der Theologie Hoffmann, zurückhielte, der in einem 1921 erschienenen Buche die Auferstehung Jesu als einen Fall „medialer Verklärung, wie er immer wieder bei spiritistischen Untersuchungen beobachtet worden ist" zu erklären versucht, als den Fall einer Materialisation, bei der die Apostel als Medien „vielleicht aus einer Vergasung des Blutes" den materialisierten Jesus erzeugten. Ich bin so unbescheiden, mich zu jenen wissenschaftlichen Kreisen zu rechnen, welche für die Echtheitserklärungen eines solchen Untersuchers andere Beweise für nötig erachten als die Autorität seiner Unterschrift.

Von Wien brachte die Gräfin Wassilko ihren Schützling nach London. Dort hat Herr Harry Price einen 60 Seiten starken Bericht über

die von ihm und anderen Mitgliedern des neugegründeten National Laboratory of Psychical Research angestellten Untersuchungen mit Eleonore Zugun veröffentlicht, mit dem wir uns etwas ausführlicher beschäftigen wollen[1]).

II.

Es ist natürlich hier nicht möglich, die sämtlichen Versuchsberichte von Price einzeln genau unter die Lupe zu nehmen. Ich muß es deshalb den Okkultisten aus der Schule v. Schrencks, Lamberts, Oesterreichs und anderer überlassen, mir entgegenzuhalten, was sie immer seit der Geburtsstunde des Okkultismus entgegnet haben: daß gerade die übergangenen Versuche beweisend seien und daß man sie gerade deshalb übergangen habe. Unsere Weltanschauung, die sich täglich um neue Wahrheiten und Wunder bereichert, gebietet uns nämlich, unter allen Umständen die okkultistische Wahrheit zu unterdrücken und die Mitwelt um ihre Kenntnis zu betrügen.

Ich bringe nun zunächst wörtlich folgenden Auszug aus den Schlußfolgerungen der Priceschen Arbeit und bitte den Leser, sich ihrer dann im folgenden zu erinnern. Price schreibt: „Es besteht nicht der leiseste Zweifel, daß unsere sorgsamen Experimente, unter idealen wissenschaftlichen Bedingungen ausgeführt, bewiesen haben, daß Hautphänomene von selbst an verschiedenen Stellen von Eleonores Körper aufgetreten sind..., daß unter wissenschaftlich beweisenden Bedingungen unzweifelhaft Bewegungen kleiner Objekte ohne physikalischen Kontakt stattgefunden haben. Die Experimentatoren konnten unmöglich zu irgend anderen Schlußfolgerungen kommen, wenn sie nicht aller menschlichen Vernunft (all human perceptions) beraubt waren."

Wenn man mit diesen Sätzen vor Augen die Arbeit von Price studiert, so weiß man nicht, worüber man sich mehr wundern soll, über die hier geübte Auffassung von „wissenschaftlichen" oder gar „idealen wissenschaftlichen Bedingungen", über die weitherzige Anwendung des Wortes Experiment auf die mehr als mangelhafte Beobachtung unvorherzusehender Vorgänge oder über die endgültige Dekretierung der Echtheit der Phänomene durch die bewährte Methode, auch den „leisesten Zweifel" für verboten zu erklären. Was tut Price, wenn die wissenschaftlichen Bedingungen „wunderschöner Phänomene" nach seiner Meinung ideal waren. das Medium aber „trotz der vorhandenen sorgfältig gedruckten Berichte" plötzlich gesteht, geschwindelt zu haben? Dann, sagt Price, schwindelt das Medium nicht, indem es betrügt, sondern indem es Betrug behauptet. Desselben Argumentes haben sich übrigens die Mitglieder der sog. Münchner „Spukkommission", Dr. v. Schrenck-Notzing, Dr. Tischner und Herr Hildebrand, in einem vor kurzen erfolgten Spukfall bedient, bei dem dessen Veranlasserin schon nach kurzer Zeit zum Geständnis des von ihr bewirkten Schwindels bewogen werden konnte.

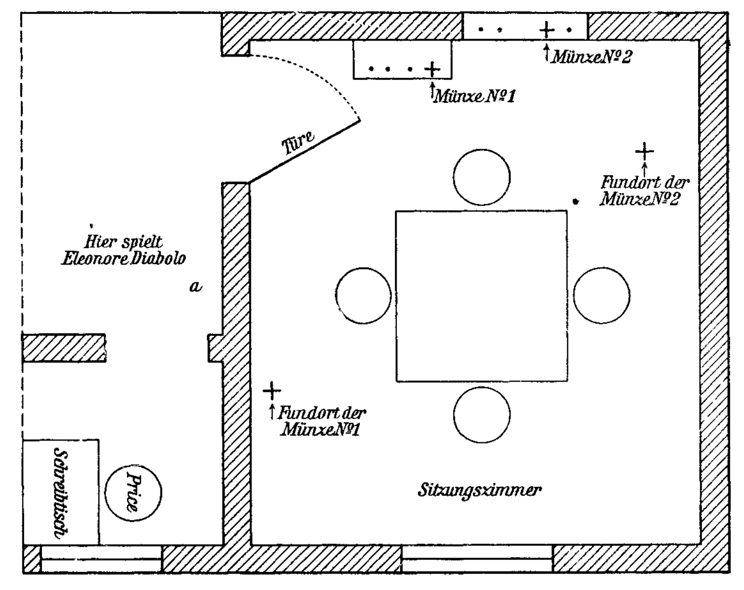
[1]) Proceedings of the National Laboratory of Psychical Research, Vol. I. January 1927, Part. I.

Ich will noch folgenden Satz von Harry Price zitieren: „Es ist für einen erfahrenen Untersucher wirklich nicht schwer, zu unterscheiden, ob ein Phänomen echt ist oder nicht — wenn man die Bedingungen bedenkt." „Die Betrugsfrage hängt an den Bedingungen." Da sind wir wieder bei der Spezialität des physikalischen Mediumismus angelangt, dem Betrug. Daß Eleonore Zugun betrügt, haben ich und andere in München bewiesen. Auch während der Londoner Untersuchungen wurde Eleonore beim Schwindeln erwischt — allerdings nicht von Herrn Price. Ich komme später darauf zurück, indem ich nun versuchen will, an einem besonders typischen Beispiel aus dem Priceschen Bericht zu zeigen, wie Herr Price „unter wissenschaftlichen Bedingungen unzweifelhaft Bewegungen kleiner Objekte" festgestellt hat und was er überhaupt unter einem Experiment versteht.

Herr Price placiert eine Reihe kleiner Münzen an verschiedenen Stellen des Sitzungszimmers, um zu sehen, ob dieselben nun in Gegenwart Eleonores von selbst ihre Lage verändern würden. Müßte ich dieses Experiment, dessen Anlage schon durch die Vielheit der verwandten Gegenstände mit Fehlerquellen belastet ist, anstellen, so würde ich nun je eine zuverlässige Person mit der ausschließlichen Beobachtung je einer der verschieden placierten Münzen betrauen. Daß die Bewachung einer einzigen Münze durch einen oder mehrere unabgelenkte Beobachter das Experiment vereinfachen würde, liegt auf der Hand. Zweifellos wäre die unmittelbare Beobachtung der sich fortbewegenden oder verschwindenden Münze bei dem verwandten hellen Tageslicht und angesichts der hier vorzüglichen Bedingung, daß angeblich die Entfernung der Versuchsperson von dem zu bewegenden Gegenstand gleichgültig ist, ein glänzender Beweis für die Wirksamkeit einer unbekannten Kraft. Schwieriger schon ist die Methode, den Beweis indirekt zu führen, indem man nicht ständig die zu bewegenden Objekte, sondern nur das Verhalten der Versuchsperson kontrolliert und im Fall einer Ortsveränderg eines der deponierten Gegenstände also nicht den Vorgang des Entferntwerdens, sondern nur (u. a. durch das Geräusch des Wiederaufschlagens) feststellen kann, daß, und erst dann, wo und wohin eine Ortsveränderung stattgefunden hat. Auch dieser viel weniger übersichtliche Weg ist noch gangbar, wenn die Versuchsperson in genügender Entfernung und entweder sichtbar unbewegt oder bewegungslos gemacht sich aufhält.

Wie sieht nun das Pricesche „Experiment aus? Price sitzt (siehe umstehende Skizze) mit dem Rücken zum Sitzungszimmer, in welchem die Münzen verteilt sind, im Nebenraum am Schreibtisch, während Eleonore vor der offenen Verbindungstür Diabolo spielt („Ich schrieb und sah nicht auf das Mädchen"). Daß sie nicht nur bei a, wie Price behauptet, herumsprang, ist doch wohl selbstverständlich. Plötzlich hört Price nebenan etwas klirren, erhebt sich und sucht und entdeckt in Gemeinschaft mit Eleonore die von ihrem Platz verschwundene Münze am Boden des Sitzungszimmers. Man muß nun lesen, wie Price dieses „Experiment" beurteilt. Er gibt zunächst zu, daß es nicht unter zwingenden Bedingungen angestellt

ist und sagt: „Der skeptische Leser kann, wenn er will, das Experiment als nicht bewiesen erachten.“ Man beachte: Nur der „skeptische Leser“ — und „wenn er will“. Price läßt keinen Zweifel, daß er nicht den Standpunkt des skeptischen Lesers vertritt; aber jetzt nimmt das „Experiment“, das ich nur deshalb referiere, seinen für Price entscheidenden Fortgang. Price erklärt für das nun Folgende ausdrücklich die idealen wissenschaftlichen Bedingungen erfüllt und sagt, die Echtheit des nun zu besprechenden Phänomens sei für ihn ebenso sicher, als daß er atme. Das „Experiment“ verlief so: Während Price durch den eben beschriebenen Vorgang abgelenkt ist, (man vergegenwärtige sich nochmals: Price schreibt, hört etwas fallen, springt auf, sucht zusammen mit Eleonore),



Vereinfachte Skizze nach dem Plan von Harry Price (siehe S. 49).

während also Price an alles andere denkt als an ein neues „Experiment“, und während Eleonore, wie er ausdrücklich beschreibt, die Münze sucht, entdeckt und aufhebt, wobei Price, noch dazu selbst durch Suchen abgelenkt, sie und also nicht die übrigen Münzen genau beobachtet haben will, „fiel ein Frankstück von seinem Platz“ und wurde dann wieder an einer anderen Stelle des Zimmers entdeckt. Ich habe die Worte „fiel von seinem Platz“ absichtlich wörtlich zitiert, weil sie beweisen, wie Price, der sich an anderer Stelle auf seine Taschenspielererfahrung beruft, mit dieser falschen Beschreibung zeigt, daß er weder imstande war, einen Trick zu verhindern, noch auch zu ahnen, worin er bestehen konnte. Price sah nicht etwa eine in diesem Augenblick von ihm beobachtete Münze, wie er beschreibt, „von ihrem Platze fallen“, er hörte lediglich den Klang der an anderer Stelle auffallenden Münze. Der Unterschied liegt auf der Hand.

Jetzt rächt sich die vorhin erwähnte falsche Anlage des ganzen „Experiments“. Price hatte die fragliche Münze im Augenblick ihres Verschwindens nicht im Auge. Nun hilft sich Price, nach dem von mir schon einmal zitierten Baerwaldschen Beispiel (S. 118 des Jahrg. II). indem er wie ein Chemiker verfährt, der einen diffizilen Versuch mit unreinen Instrumenten anstellt und die darin liegenden Fehlerquellen hinterher herauszuanalysieren versucht. Er versichert, daß er die Münze „zwei Minuten vorher“ an ihrem Platz gesehen habe. Selbst wenn man nun annimmt, daß diese Versicherung stimmt, daß eine Erinnerungstäuschung ausgeschlossen ist und Price wirklich, ganz in Anspruch genommen von dem Vorgang mit der ersten Münze, gleichzeitig gerade dieses Frankstück unter den noch übrigen sieben Münzen scharf kontrolliert habe — eine beobachtungspsychologisch recht unwahrscheinliche Annahme —, so bleibt doch übrig, daß Eleonore in den zwei Minuten, in denen sie ihr Diabolospiel unterbrechend mit Price erst das Verschwinden der Münze feststellte und dann nach ihr suchte, sehr wohl Gelegenheit hatte, sich die zweite Münze anzueignen. Denn einmal konnte doch Price nicht gleichzeitig die Münze suchen und jede der Bewegungen Eleonores bewachen; was jedoch die „zwei Minuten“ betrifft, so sind sie ja eine reine Schätzungsangabe und sollen doch wohl nur sagen, daß Price, als er vom Schreibtisch aufsprang und ins Sitzungszimmer eilte, um dort nach ganz anderen Dingen zu sehen, seiner nachträglichen Erinnerung zufolge gerade diejenige der sieben Münzen, deren Bedeutung für das nächste „Experiment“ er ja noch gar nicht ahnen konnte, an ihrem Platze liegen sah. Als angeblich erfahrener Taschenspieler sollte Price wissen, was man in der für ein Ablenkungsmanöver außerordentlichen Zeitspanne von ca. zwei Minuten erreichen kann. Daß er dies nicht erwähnt, beweist mir die Fragwürdigkeit dieser seiner praktischen Erfahrung weit mehr als die Tatsache, daß wirkliche Taschenspielexperten, die ich um Auskunft bat, wie z. B. Ottokar Fischer in Wien, die praktische Taschenspielerfahrung von Price glatt in Abrede stellen. Wenn Price und seine Anhänger sich dabei auf die Tatsache berufen, daß Price, der im übrigen meines Wissens Papierfabrikant ist, und mit dessen Erhebung zum Direktor eines „allerersten wissenschaftlichen Instituts“ die Partei der Gräfin Wassilko jedenfalls den Mund doch voller nehmen dürfte als ihr bekommen wird, eine riesige Taschenspielbibliothek besitzt, so wird doch wohl kein ernsthafter Mensch glauben, daß Price auch durch das Auswendiglernen seiner ganzen Bibliothek die Anstellung so unvollkommener „Experimente“ als unter „idealen wissenschaftlichen Bedingungen“ vorgenommen rechtfertigen könnte. Price bezeichnet das eben geschilderte „Experiment“ ausdrücklich als ein ideales, eines von jenen, die den leisesten Zweifel ausschließen und deren Nichtverwertung im Sinne der Telekinese nur vernunftberaubte Experimentatoren unterlassen könnten. Ich meine, die ausführliche Analyse eines solchen „Experiments“, welches der Autor selbst zu seinen besten rechnet, bezeichnet mehr als ein abgekürztes und darum unvollkommenes Referat der übrigen die Anforderungen, welche Price an

seine idealen wissenschaftlichen Bedingungen stellt. Die übrigen Versuchsberichte sind allerdings z. T. derartig „hanebüchen", daß man schwerer als irgendwo darauf verzichtet, die bekannte Satire zu schreiben. Eine ernsthafte Kontrolle der Gräfin bei Versuchen, in denen es dieser möglich gewesen wäre, einzugreifen, ist außerdem fast nie beschrieben.

Ich habe anfangs davon gesprochen, daß Eleonore ebenso wie in München auch in London beim Schwindeln erwischt wurde. Ein Mitarbeiter von Price, Lord Hope, verteilte in Prices Abwesenheit ebenfalls einige Münzen, Eleonore spielte wieder Diabolo. Nach 15 Minuten bemerkte Lord Hope genau das, was wir beim vorher referierten „Experiment" vermuteten, daß nämlich eine der deponierten Münzen fehlte. Lord Hope sagte zunächst nichts. Bald darauf fiel neben Eleonore die vermißte Münze zu Boden; Eleonore erklärte dieses für ein echtes Phänomen. Price sagt dazu, er sei „nicht im mindesten überrascht gewesen ... im Gegenteil ... Eleonore ist zu jeder Art derartigen Schwindels klug und intelligent genug ... Wenn ein psychischer Untersucher nicht fähig ist, die Tricks eines 13jährigen Mädchens zu verhindern, so sollte er das Geschäft aufstecken." Diese Worte schreibt, wie gesagt, Price dem Lord Hope, der Schwindel bemerkte, ins Stammbuch und nicht etwa Lord Hope Herrn Price.

Ich will nur noch ein Wort über die unter angeblich idealen wissenschaftlichen Bedingungen erzielten Hautphänomene verlieren. Wie in München Eleonore dabei beobachtet werden konnte, geschickt die Ablenkung bei der Betrachtung eines Phänomens zur Erzeugung des kommenden zu benutzen, habe ich seinerzeit (Berliner Tageblatt, Nr. 86, vom 20. Febr. 1927) ausführlich beschrieben. Man sieht, daß dieses Prinzip genau das der vorhin beschriebenen Münzenphänomene ist. Bei einem großen Teil der von Price beschriebenen Bißphänomene besteht die ganze Beschreibung der „idealen Bedingungen" im wesentlichen in ihrer Behauptung. Oder es wird gesagt (Bericht des Mr. Palmer): „Wir tranken Tee im Laboratorium." Ideale Bedingungen! Um 4 Uhr 12 Min. heißt es z. B. einmal dabei, ebenso wie um 4 Uhr 15 Min.: „Eleonore hebt die Tasse an die Lippen." In der Zeit dieser Bewegungen, die offenbar zu einem idealen Experiment gehören, entdeckt man, wie erwartet werden durfte, einen Biß an der rechten Hand oder Kratzer an der rechten Wange. Dr. Hyslop stellte von solchen „spontanen" Kratzern fest, daß sie von absichtlich erzeugten nicht zu unterscheiden sind. Der Dermatologe Eddowes erklärt über die Zahneindrücke: „Alles deutet ... darauf hin, daß der Mund als Schröpf- und Sauginstrument verwendet ist, d. h. mittels Saugen durch den Mund und Druck der Lippen." Liegen verschiedene Berichte über dieselben Phänomene vor (Colonel Hardwick, Kapitän Carr, Mr. Palmer), so differieren dieselben schon in der Wiedergabe der Aufeinanderfolge der Phänomene und der Kontrollsituation derart, daß von einer Sicherheit der Beobachtung keine Rede sein kann. Nicht unerwähnt bleibe, daß eine der Arbeit beigegebene Photographie Eleonores Gesicht mit dem sog. Bürstenphänomen zeigt, parallel verlaufenden Kratzern, die recht sehr zu dem gleichfalls sichtbaren Kamm in Eleonores Haar passen, den wir sie in München unter

raschem Kopfdrehen immer wieder aus- und aufstecken sahen, ohne daß allerdings unter unserer mißtrauischen Beobachtung ein Bürstenphänomen zustande gekommen wäre. Hübsch ist die Begründung dafür, warum Eleonores Gesicht stets von Bissen verschont bleibt: weil nämlich Eleonore sich angeblich solche Bisse nicht autosuggestiv vorstellen kann. Sicher ist dies die nächstliegende Erklärung für den Direktor eines „allerersten wissenschaftlichen Instituts". Wäre es nicht wenigstens der Mühe wert gewesen, trotzdem Bisse im Gesicht dadurch hervorzubringen, daß man Eleonore in der einmal versuchten Hypnose die fehlende Suggestion ersetzt hätte? Ich darf nicht verschweigen, daß Herr Price an anderer Stelle Proben seiner wissenschaftlichen Tätigkeit ablegt. Er untersucht zwar nicht die grundlegende Frage, ob denn nun die Hautphänomene von innen oder außen entstanden sind, allein er stellt fest, daß Eleonore in Wien 97, in London dagegen 84 Pulsschläge hatte. Er mißt mit empfindlichen Thermometern die Temperatur des Laboratoriums an verschiedenen Stellen und erklärt die Tatsache, daß dabei nichts herauskam damit, daß Eleonore nicht in Trance gefallen war. Zum Schluß druckt Price das Gutachten eines Handlese-Experten ab, der aus Eleonores Handlinien feststellt, daß ihre „psychische Kraft" „unter dem Einfluß einer körperlosen Intelligenz niederen Ranges handelt".

Ob diese Intelligenz niederen Ranges unter Eleonores Protektoren zu suchen ist, bleibt der Phantasie des Lesers anheimgestellt.

III.

Im Maiheft der „Zeitschrift für Parapsychologie" ist das Protokoll einer Untersuchung abgedruckt, welche die Berliner Okkultisten Professor Zimmer, Sanitätsrat Körber, Sanitätsrat Bruck, Dr. Kröner und Dr. Alfred Döblin mit Eleonore Zugun vorgenommen haben (l. c. S. 272).

Die Autoren begründen die Tatsache, daß sie aus einer 3 Monate währenden Untersuchungsreihe nur dieses Protokoll veröffentlichen, damit, daß „es nur einmal gelang, eine gewisse Anzahl Phänomene unter absolut sicherer Kontrolle zu konstatieren". Nun lehnt der Okkultist Professor Zimmer in einem persönlichen Nachtrag ausdrücklich die Verantwortung für die Sicherheit der Versuchsbedingungen mit Bezug auf mediale Phänomene ab. Diese Erklärung wieder versucht der Referent mit dem Hinweis darauf abzuschwächen, daß Professor Zimmer keine Gelegenheit hatte, besonders starken Versuchsabenden mit beweiskräftigen Eindrücken beizuwohnen. Der Referent vergißt in dieser Erklärung leider, daß ja der dem Protokoll zugrunde liegende Versuchsabend als der beweiskräftigste von ihm selbst bezeichnet worden war.

Was nun das Protokoll selbst betrifft, so sagt der Referent, daß es nachträglich (wann?) auf Grund von Diktatnotizen und unter gemeinsamer nachträglicher Redaktion der Beteiligten zustande kam. Das Protokoll bezieht sich auf Vorgänge im Verlauf einer Dreiviertelstunde, während welcher Zeit die Untersucher behaupten, eine halbe Stunde lang die gleiche Kontrollsituation (ununterbrochenes Händehalten) durchgeführt zu haben.

Sieht man von dem sehr bedingten Wert ab, den ein solches, erst später angefertigtes Protokoll besitzt, so ist es immerhin die unerläßliche Vorbedingung für eine Kritik der Vorgänge überhaupt. Die Untersucher glauben durch die Kontinuität des Händehaltens die Ausübung eines Tricks unmöglich gemacht zu haben. Sie befinden sich dabei zweifellos im Irrtum. Eleonore sitzt während des Versuchs in einem hochlehnigen Klubsessel. Vermöge ihrer außerordentlichen Überempfindlichkeit kann sie durch Reibung an diesem, an evtl. Kanten (und Knöpfen?) die mannigfachsten Phänomene erzeugen und hat dies auch, wie andernorts bewiesen werden soll, wiederholt getan. Der Beginn des Protokolls mit der Aufzeichnung eines druckknopfähnlichen Hautphänomens am rechten Ellbogen ist also durchaus nicht beweisend. Wer zudem die kräftigen Zuckbewegungen gesehen hat, mit denen Eleonore die angeblich in diesem Moment entstehenden, nachweisbar aber schon vorbereiteten Kratzer begleitet, Bewegungen, bei denen sie mit den gehaltenen Händen bis in die Höhe des Gesichts fährt oder überhaupt für Augenblicke, in denen sie sich blitzschnell kratzt oder beißt, der Kontrolle entgleitet, wird schwerlich für die im Protokoll angeführten Kratzer oder den Biß am Fingerknöchel die Möglichkeit der artifiziellen Entstehung für ausgeschlossen erachten. Ferner konnte Eleonore, wie sie dies in München tat, vor Beginn, ja sogar während des Versuchs durch Drehen des Kopfes auf die Stuhllehne spucken und so ein Speicheldepot anbringen. Für die auffallenderweise immer am Kopf aufgetretenen Benetzungen ist also durchaus eine natürliche Erklärungsweise möglich. Interessant ist der Verlauf des Versuchs im Augenblick der Unterbrechung der Handhaltung. Eleonore wischte um 10 Uhr 15 Min. sich das benetzte Gesicht mit dem linken Handrücken ab. Um 10 Uhr 17 Min. zeigt sie einen Biß auf dem linken Handrücken! Trotz aller Versicherungen genauer Sichtkontrolle der befreiten Hand ist doch hier der Zusammenhang nicht mehr nur der der Wahrscheinlichkeit, noch dazu, wenn man die Randbemerkung der Untersucher beachtet, daß der entstandene Biß der Form von Eleonores Oberkiefer zu entsprechen scheine. Wenn dann wenige Minuten nach Wiederaufnahme der Händekontrolle Bisse und Kratzer gezeigt werden, so liegt die Vorbereitungsmöglichkeit dieser Phänomene während der Aufhebung der Handkontrolle auf Grund der bisherigen Erfahrungen doch recht nahe. Ich befinde mich also in Übereinstimmung mit Professor Zimmer, wenn ich aus dem vorhandenen Protokoll keine zwingende Sicherheit für eine übernormale Entstehungsweise der beschriebenen Phänomene abzuleiten vermag. Für mich persönlich beweist diese Übereinstimmung der analysierten Details mit meinen eigenen Erfahrungen mit recht großer Sicherheit die Verwendung der alten Tricks.

Nicht unerwähnt sei die Feststellung, daß die Versuche meistens im gemeinsamen Wohn- und Schlafzimmer der Gräfin Wassilko und der Eleonore Zugun stattfanden. Auch für die Bedeutung dieses Umstandes bin ich ein anderes Mal in der Lage, einwandfreies Material, das den Untersuchern entgangen zu sein scheint, beizubringen. Die Objektivität gebietet, mitzuteilen, daß die Untersucher sich ausdrücklich in ihren Dispositionen

durch den „Willer der Geldgeber" beschränkt fühlten. Daß für dieses Geld auch während der Berliner Untersuchungsreihen nachgewiesener Betrug geliefert wurde, hat u. a. Dr. Loebel in Nr. 1 der „Vossischen Zeitung", 1. Jan. 1927, beschrieben. Von Bedeutung ist, daß nicht die Okkultisten es waren, die diese Betrügereien beobachten konnten. Werden sie nun den Rat des Herrn Price, „das Geschäft aufzustecken" befolgen?

Man gestatte mir noch eine persönliche Bemerkung. Herr Kollege Dr. Kröner, den ich persönlich nicht die Ehre habe zu kennen und mit dem mich bisher keinerlei literarische Diskussion in Beziehung gebracht hat, hält es in einem in der Tagespresse veröffentlichten Artikel („Deutsche Zeitung", 15. März 1927) für nötig, mich als „Rosenbusch und Konsorten" zu bezeichnen und mir „mangelnden Willen (im Original gesperrt) zur Objektivität zugunsten rücksichtsloser Demagogie" vorzuwerfen. Was zwingt den selbständigen Untersucher Dr. Kröner, sich den üblen Gepflogenheiten (siehe hier Bd. II, Heft 1, S. 66, 67, und Heft 3, S. 214) des v. Schrenck-Notzingschen Kreises zu unterwerfen? Nichts veranlaßt mich, Herrn Dr. Kröner persönliche Motive für seine positive Stellungnahme zu den Zugunschen Phänomenen zu unterschieben; ja nichts könnte mich mehr zu der Richtigkeit seiner Ansicht bekehren als der Name des von mir hochverehrten Dichters, der sich unter den Mitunterzeichnern seines Protokolls befindet. Ich glaube — wenn auch der „Skeptiker" einmal sagen darf, was er glaubt —, daß sich jenes okkulte und geistige Prinzip, welches die Welt im Innersten bewegt, gewiß unter den Produktionen Alfred Döblins und recht unwahrscheinlich unter denen der vielentlarvten Eleonore Zugun gleichzeitig offenbart und verbirgt.

Literatur.

Das verhexte Dorf. „Czernowitzer Allgemeine Zeitung" vom 18. April 1925.

Grunewald, Die Untersuchung des Spuks von Talpa. „Revalobund", Jahrg. I, Heft 6, Juni 1925.

Grunewald, Sicherstellung des mediumistischen Charakters des Spuks von Talpa. „Psych. Studien", Juli 1925, S. 407.

Konecny, Spukphänomene in Talpa. „Psych. Studien", Juni 1925.

Wassilko, Der Spuk von Talpa. München (Barth) 1926. Siehe auch „Zeitschr. f. Parapsychologie", Februar 1926. Februar 1927; „Journal of the S.P.R.", Oktober 1927.

Price, Harry, Poltergeist Phenomena of Eleonore Zugun. „Journal of the S.P.R.", August 1926; ferner „Proceedings of the National Laboratory". l. c. (Sitzungen in England).

Über die Berliner Sitzungen siehe Kröners Referat „Zeitschr. f. Parapsychologie", Mai 1927; ferner „Voss. Ztg." vom 1. Januar 1927 und „Deutsche Allg. Ztg." vom 5. Januar 1927 und 14. Januar 1927 (Dr. Heidler und Dr. Bitzner).

Rosenbusch, Entlarvung des rumänischen Teufels. „Berliner Tagebl." vom 20. Februar 1927, Nr. 86.

Klinckowstroem, Der Fall Zugun im Lichte der Beobachtungspsychologie. „Köln. Ztg." vom 6. März 1927, Nr. 172.

Erklärung Wiener Gelehrter für Eleonore Zugun und Gräfin Wassilko. „Neue Freie Presse" vom 27. Februar 1927.

Ein Fall von psychischer Erkrankung infolge spiritistischer Praktiken?

Kritischer Beitrag zur Frage der „mediumistischen Geisteskrankheiten".

Von Dr. med. *Carl Bruck*, Berlin.

In demselben Maße, in dem die Parapsychologie durch Beobachtung und Experiment, durch Anwendung der historisch-kritischen Methode und durch theoretische Erörterungen ihre wissenschaftliche Basis zu untermauern strebt, ist sie genötigt, auf immer neue Gebiete der Wissenschaft und der Praxis zu achten und in ihnen ihr eigenes Weltbild zu spiegeln, um zu seiner Bestätigung zu gelangen, oder zu seiner Korrektur sich schließlich zwingen zu lassen.

Dankbar ist es deshalb anzumerken, wenn auch Vertreter der anderen Stoffgebiete sich dem „magischen" Kreise nähern, gleichviel ob er ihnen Berührungs- oder Angriffspunkte zu bieten scheint. Philosophen und Theologen, Juristen und Physiker, Biologen und Psychologen, Psychoanalytiker und Kunstwissenschaftler und neuerdings mit verständlichem Eifer auch die Prestidigitateure von Beruf oder aus Leidenschaft haben den Parapsychologen Anregungen gegeben oder von ihnen empfangen.

Um so mehr fällt es auf, daß die Parapsychologie, welche diejenigen seelischen Funktionen, um deren Problematik sie sich bemüht, als transnormale auffaßt, sich so wenig mit demjenigen Gebiete auseinandergesetzt hat, auf dem Normalpsychisches in seiner Abgrenzung von nach anderer Richtung seelisch Abartigem, vom Krankhaft-Abnormen studiert wird, mit der Psychiatrie. Von seiten der Parapsychologen ist hier bis heute so gut wie nichts geschehen, und es soll deshalb gelobt werden, daß das Wenige, was als Grundlage einer Debatte gelten kann, von einigen Psychiatern geleistet wurde. Leider muß dieses Lob auch einen Mangel einschließen, weil diese Autoren nur vom psychiatrischen Fachstandpunkte aus die Dinge bearbeiten konnten und an ihrer vermeintlichen Objektivität scheitern mußten, mit der sie sich der mediumistischen Seite des Themas gegenübergestellt sahen, einer Wissenschaft, mit der sie sich nur theoretisch befaßt hatten. (In den Reihen der Parapsychologen fehlt es ja nicht an Psychiatern von Rang, die sehr wohl das leider noch immer nicht geschriebene Buch: „Mediumismus und Geisteskrankheiten" schreiben könnten. Das Warum nicht? braucht hier nicht erörtert zu werden.

Was aber trotz uneingeschränkter Dankbarkeit für die außerordentlich verdienstvollen bisherigen Veröffentlichungen vom Psychiater gilt, der nicht Parapsychologe ist, das gilt mit ganz besonderem Nachdruck für den Parapsychologen, der als Nichtpsychiater oder gar als Nichtarzt über die schwierigen Themen schreiben will, zu deren Behandlung ebenso psychiatrische Erfahrung wie Vertrautheit mit den Elementen des wissenschaftlichen Okkultismus erforderlich ist. Eine Außerachtlassung dieses Grundsatzes kann leicht zu einer Diskreditierung der Fachliteratur führen,

aber auch sonst noch schaden, weil durch die schiefe Darstellung selbst eines einzigen Falles aus der Kasuistik der sog. „mediumistischen Geisteskrankheiten“ die Betätigungsmöglichkeit auch beliebter Medienforscher untergraben werden kann: ihre Forschungsobjekte, die Sensitiven, werden kopfscheu und bleiben ihnen weg.

So ist kürzlich in der in Deutschland führenden Fachzeitschrift ein Aufsatz unter dem gleichen Titel erschienen, den ich meinen eigenen Ausführungen vorangesetzt habe, wobei ich nur das Fragezeichen am Schluß als mein geistiges Eigentum reklamiere. Ob das Fragezeichen berechtigt war, darüber mögen die Leser entscheiden. Der Aufsatz findet sich im Maiheft 1927 der Zeitschr. f. Parapsych., S. 299 (Ein Fall von psychischer Erkrankung infolge spiritistischer Praktiken. Von Lene Haase-Baudevin).

Da ich selbst zwar Arzt, aber kein Psychiater, und Parapsychologe, aber kein Spiritist bin, habe ich mich nicht leicht entschlossen, auf Dinge einzugehen, in denen Spiritistisches und Psychiatrisches zur Debatte steht. Ich besitze aber über spiritistische Fragestellungen und „Praktiken“ genügend eigene Erfahrungen, und meine Primavista-Auffassung des von Frau Haase, einer nicht unbekannten Schriftstellerin, aber Nichtärztin, berichteten Falles wird von maßgebenden Psychiatern durchaus bestätigt.

Bevor ich auf den Fall selbst eingehe (es handelt sich um einen jungen Angestellten eines pommerschen Versorgungsamtes), möchte ich unter Bezugnahme auf die Autoren, die über „mediumistische Geisteskrankheiten“ geschrieben haben — es kommen besonders die Arbeiten von Henneberg, Kehrer und Wimmer in Betracht —, folgendes vorausschicken: Es dreht sich bei der Beurteilung der „spiritistischen“ Psychosen um die Frage (und eine völlige Einmütigkeit darüber scheint noch nicht vorzuliegen), ob die Beschäftigung mit mehr oder weniger weit getriebenem Spiritismus, besonders unter Verwendung des Psychographen, des Tischrückens und der automatischen Schrift für die in dieser Periode zuerst manifest werdenden Geisteskrankheiten in Hinsicht auf die dabei auftretenden Wahnvorstellungen und Sinnestäuschungen nur inhaltsbestimmend (pathoplastisch) ist, oder ob sie auch reaktiv bei vorher geistig Gesunden den Ausbruch von Geisteskrankheiten verursachen. d. h. ob sie pathogenetisch sein kann. In dem ersten Falle würde es sich um Personen handeln, die schon, mehr oder weniger lange, vor Beginn ihrer theoretischen oder praktischen Beschäftigung mit dem Spiritismus die latente Anlage zur Geisteskrankheit mit sich herumtrugen, ohne daß schon in diesem Stadium für die Umgebung erkennbare Krankheitssymptome zutage traten, daß aber dann beim ersten Manifestwerden von Symptomen diese sofort in der Form von Wahnvorstellungen, Halluzinationen und Handlungen sich zeigen, die ausschließlich spiritistisch gefärbt sind; ja diese Krankheitsbilder können gewisse Äußerlichkeiten klassischer Trancezustände so genau abspiegeln, daß das, was in Wahrheit ein pathologisches Symptom ist, leicht für die Ausdrucksform einer echten medialen Funktion gehalten werden könnte. Das kann so weit gehen, daß z. B. Wimmer bei ausgesprochen pathologischen Fällen eine symptomatologische

Identität mit der Mehrzahl von Schilderungen gewisser echter mediumistischer Trancezustände gefunden haben will. Neben dieser pathoplastischen Bedeutung des Spiritismus für die Färbung bereits vorhandener Wahnideen und Trugwahrnehmungen glaubt Henneberg aber noch folgendes Moment hervorheben zu können: in einzelnen Fällen von Geisteskrankheit könne eine extreme Begeisterung und kritiklose Hingabe an den Spiritismus als Initialsymptom einer endogenen Psychose auftreten. (Es ist aber klar, daß auch hier nur von einer inhaltsbestimmenden Bedeutung des Spiritismus die Rede sein kann.) Henneberg führt eine ganze Reihe von Psychosen an, bei denen die erste oder die zweite Möglichkeit in Frage kommt, und es erscheint wichtig genug, daß er gerade für die allerhäufigste Geisteskrankheit der Jugend und des rüstigen Alters, die Schizophrenien, beide pathoplastisch-spiritistischen Momente gelten läßt.

Zu der anderen Gruppe von „mediumistischen" Psychosen, für die der Spiritismus als pathogenetischer Faktor kausal verantwortlich gemacht wird, rechnet Henneberg, der gewisse Hysterieformen mit vorübergehenden, spiritistisch gerichteten Dämmerungszuständen und Delirien wohl selbst nicht für typisch mediumistische Psychosen hält, eigentlich nur gewisse nicht hysterische, aber ebenfalls von selbst schnell, nach etwa einer Woche, abklingende Geistesstörungen mit pathetisch oder manisch gefärbten Erregungszuständen, Wahnbildungen, Sinnestäuschungen im Sinne der spiritistischen Lehre, die sich besonders nach längerem Psychographieren entwickeln. (Eine hierher gehörige Gruppe subakuter Zustände ohne stärkere Erregung, aber mit lange anhaltendem Stimmenhören und Stimmenbeeinflussung durch „Geister" wird auch noch von ihm erwähnt.)

Aus dieser Systematik Hennebergs ist wohl zu entnehmen, daß nach ihm die pathogenetische Rolle der spiritistischen Praxis in der Kasuistik der Geisteskrankheiten keine allzugroße ist, jedenfalls gegenüber der pathoplastischen nicht allzusehr in Betracht kommt. Auch bei der ersten Gruppe wird in jedem Einzelfalle sehr sorgfältig, d. h. von erfahrenen Psychiatern, untersucht werden müssen, ob das Vorleben des Kranken nicht doch auf irgendwelche krankhafte Veranlagung schließen läßt, und der Spiritismus genau dieselbe, zwar richtunggebende, aber doch nur sekundäre Rolle spielt wie etwa religiöser oder politischer Fanatismus in erregten Zeitläuften für die religiös oder politisch ausgemalten Zustandsbilder genau derselben Psychosen[1]).

Nach diesen Gesichtspunkten müßte auch der von Frau Haase mitgeteilte Fall untersucht und nicht bloß gesagt werden, daß es sich um einen „Fall von psychischer Erkrankung" handelt, sondern

[1]) So sagt Birnbaum (Psychopathologische Dokumente, Julius Springer, 1920, S. 303) zur Schizophrenie Hölderlins treffend: „Ein allgemein menschliches Geschick, die durch körperliche Veränderungen verursachte Psychose, vor der keiner geschützt ist, hat also den Dichter Hölderlin getroffen und zerstört. Nicht ein besonderes Poetenschicksal hat seinen Geist psychotisch zerbrochen."

welche Diagnose von den Ärzten der Greifswalder psychiatrischen Universitäts-Klinik gestellt wurde. Solange diese Diagnose nicht mitgeteilt worden ist, wird man berechtigte Zweifel äußern dürfen, ob es sich hier wirklich um eine echte „mediumistische Geisteskrankheit“ sui generis, oder etwa nur um eine in einem spiritistischen Milieu manifest gewordene und deshalb spiritistisch eingekleidete Psychose, sagen wir mal um eine — — Schizophrenie handelt, um die es sich eben vielleicht doch wohl handeln könnte! Es würde zu weit führen, hier die Symptomatologie dieser so häufigen und durchaus endogenen Geisteskrankheit, ihr Wesen, die besonders in Betracht kommenden ätiologischen Momente und vor allem ihren Verlauf auseinanderzusetzen; das kann man ja alles in jedem kurzen Leitfaden der Psychiatrie für Studierende und Ärzte vortrefflich aneinandergereiht finden. Frau Haase teilt nun überhaupt keine wissenschaftliche Diagnose mit, sondern begnügt sich mit dem Bericht von zwei Laien aus dem Berufskreise des Kranken. (Was die betonte „Bestätigung“ dieses Laienberichts durch einen Arzt zu bedeuten hat, ist nicht recht ersichtlich.) Die Vorgeschichte des Falles basiert auch nur auf diesem Laienbericht, und zum Schluß wird dann noch ausdrücklich die „volle Genesung“ berichtet, „die auch weiterhin standhielt“, was doch auch nur, bestenfalls, beinahe richtig, aber doch auch falsch sein könnte, wenn man nämlich weiß, daß bei der Schizophrenie in „einem nicht unbeträchtlichen Teil der Fälle zunächst, **manchmal auch dauernd**, eine weitgehende, oder als Heilung imponierende Besserung erzielt wird“ (Ph. Jolly).

Wenn ein Sachkundiger den Aufsatz von Frau Haase ganz unbeeinflußt, d. h. ohne Kenntnis seines Titels, seines Autors und seines Erscheinungsortes läse, so würde seine Meinung durchaus nicht abwegig sein, es könnte sich hier (vielleicht mit Weglassung einzelner höchst anfechtbarer Exkursionen auf das theoretische Gebiet der Hypnose und des Trancezustandes) sehr gut um die Examensarbeit eines Mediziners handeln, dem die Aufgabe gestellt wurde, in Form einer fingierten Krankengeschichte verschiedene Zustandsbilder einer der Schizophrenie-Gruppe zugehörigen Geisteskrankheit zu schildern. So präzis wie in einem Lehrbuch sind in dem Bericht gewisse Einzelzüge aus der Symptomatologie des Jugendirreseins aneinandergereiht. Wir sehen, daß hier wie dort das Bewußtsein des Kranken während des geschilderten, anscheinend ersten, Krankheitsschubes, von kleinen episodischen Trübungen abgesehen, völlig klar ist, die Auffassung äußerer Eindrücke wenig gestört, die örtliche und zeitliche Orientierung bis auf einzelne sinnlose Antworten recht gut erhalten, die berufliche Merkfähigkeit wie das Gedächtnis wenig beeinträchtigt; vorhanden ist ferner in den sprachlichen Äußerungen eine Neigung zu Wiederholungen, ein Kleben an denselben Gedankenverbindungen unter Gebrauch sonderbarer geschraubter Ausdrücke; wir finden Erinnerungsfälschung, Versündigungswahn, Gehörstäuschungen und Wahnideen von bizarrer (hier spiritistischer) Zeichnung; es treten Verfolgungsideen auf; der Kranke wird brüsk und aggressiv gegen seine Um-

gebung; es kommt zu plötzlichen sinnlosen motorischen Entladungen; zu stereotypen Bewegungen, zu sonderbaren Handlungen und Verschrobenheiten, kurzum es wird in dem Krankheitsbericht auf der ganzen Linie (man kann das leicht mit ein, mit zwei Dutzend Zitaten belegen, die der Leser des Berichts auffinden mag) das schizophrene und katatone Verhalten im Verlauf einer Geisteskrankheit sichtbar, bei der man von ihrer essentiellen, zweifellos endogenen Grundlage das äußere, auslösende Moment zu unterscheiden hat.

Daß aber im vorliegendem Falle der Spiritismus etwa wegen der begleitenden Gemütsbewegungen und Überanstrengungen auch nur als auslösendes Moment eine Rolle spielt, muß mit Entschiedenheit bestritten werden. Vielmehr werden alle mit der Praxis vertrauten Spiritisten (und wohl auch manche Psychiater) der Meinung sein, daß schon die kataton-eindringliche (und sie anderen aufdrängende) Beschäftigung des Kranken mit der spiritistischen Literatur nichts weiter ist als ein Initialsymptom, und erst recht die turbulente Art, mit der er sich dann betätigte (Frau Haase nennt das ganz richtig spiritistische „Praktiken"), bei denen er nächtelang und ganz allein mit dem Tisch jonglierte, und die nichts mit den seriösen Formalitäten ernsthafter Spiritisten gemein hat, nicht erst den Wahnsinn auslöste, sondern selbst schon Wahnsinn war. (Eine sorgfältige klinische Anamnese des Falles, die sich auch auf die Erblichkeitsmomente erstreckt. dürfte wohl auch noch andere Initialsymptome gefunden haben.)

Es erübrigt sich, auf die von Frau Haase versuchte psychologische Analyse des Falles einzugehen. da ihre eigene Auffassung dauernd schwankt. Einmal werden bezüglich des Kranken „sein Mediumismus", der „sich also offenbar zur automatischen Schrift entwickelte" und die in ihnen objektiv enthaltenen „hypnotischen Befehle" betont, und daneben wieder nur eine äußere Form „spiritistischer Praktiken" ohne Medialität angenommen, wobei sich das ganze Bild nur aus dem „Wahnsystem eines kritiklosen Spiritisten" erklären lasse.

In Wahrheit haben wir hier, soweit man den Fall an der Hand des vorliegenden Laienberichtes übersehen kann, nur einen originär Geisteskranken, aber kein Medium; seine „Medialität" ist nur eine psychotische Wahnvorstellung. seine „Kommunikationen" sind nur Gehörshalluzinationen. Der Kausalablauf wird ins Gegenteil verkehrt, wenn man hier von einem „Fall von psychischer Erkrankung infolge von spiritistischen Praktiken" spricht. Nein, eine schon bestehende Schizophrenie hat „spiritistische Praktiken" als Krankheitssymptom in die Erscheinung treten lassen.

Zum Schlusse noch die notwendige Feststellung, daß der Schriftleiter der Zeitschr. f. Parapsych., selbst ein Psychiater, den von Frau Haase zwar gutgemeinten, aber von unrichtigen Prämissen ausgehenden und deshalb zu unrichtigen Schlußfolgerungen gelangenden. im Endeffekt die parapsychologische Arbeitsbetätigung gefährdenden Aufsatz durch eine ohne jeden Vorbehalt zustimmende Fußnote unterstrichen hat.

Es steht natürlich jedem frei, den theoretischen Spiritismus sowie seine angeblichen Phänomene und Identitätsbeweise abzulehnen. Auch wer Personen mit labilem Nervensystem und krankhafter Suggestibilität vor der Teilnahme an spiritistischen Konventikeln warnt, wird auf allgemeine Zustimmung rechnen können. Wer aber von der Notwendigkeit der Fortsetzung parapsychischer Forschung überzeugt ist, und für die allgemeine Anerkennung ihrer Ergebnisse sich einsetzt, wird sich auch sagen müssen, daß, ebenso wie die spiritistische Hypothese als Fahndungsprinzip eine gewisse Orientierungsmöglichkeit bieten und von heuristischem Wert sein kann, so auch die praktische Beschäftigung verantwortungsvoller Forscher mit dem Spiritismus häufig zur Feststellung parapsychischer Phänomene geführt hat. Es ist ja bekannt, daß fast alle großen physikalischen Medien von einer spiritistischen Grundeinstellung ausgehen (das gilt auch für die Vergangenheit), und deshalb nur unter spiritistischem Zeremoniell sich frei von denjenigen Hemmungen fühlen, die erfahrungsgemäß Phänomene vereiteln können. Wer aber trotzdem sich gegen den Spiritismus warnend wenden zu müssen glaubt und besonders auf die Gefahr der Entstehung von reaktiven mediumistischen Geisteskrankheiten hinweist, sollte sich zur Beweisführung ganz gesicherten Materials bedienen.

Experimentelle Erprobung der „Geistermaterialisation".

Von Geh. Reg.-Rat Dr. *Anton Seitz,* Univ.-Prof. in München.

Für die Fähigkeit, seinen „Doppelgänger zu entsenden", führt Dr. Rich. Baerwald[1]) eine Reihe gut bezeugter Fälle an. Auch der gemäßigte Spiritist Rud. Lambert[2]) findet „in dem Buche des Astronomen Flammarion ‚Rätsel des Seelenlebens' 180 Erlebnisse gesammelt. Nur etwa fünf[3]) sind nicht als Halluzinationen erklärbar. In neunzig Fällen wird eine Gestalt gesehen; manchmal spricht diese, berührt den Empfänger; doch kann selbst dies empfunden werden, ohne daß ein materielles Gespenst anwesend ist."

Die psychophysische Entstehung solcher Phänomene aus Nervenüberreizung bekundet aufs deutlichste das damit verbundene „heftige und sonderbare Kopfweh", sowie die der intensivsten Konzentration der Sinnesnerven genau entsprechende Dauer, z. B. gemäß dem Berichte: „Kurz vor Mitternacht legte ich mich schlafen, wobei ich angestrengt meine Gedanken auf (den befreundeten anglikanischen Geistlichen Stainton) Moses richtete, dessen Aufenthalt mir unbekannt war. Einige Tage nachher sagte Moses: Ich sah Sie plötzlich auf dem Stuhle sitzen; ich

---

[1]) Der Okkultismus in Urkunden. II. Die intellektuellen Phänomene. 1925, S. 130 ff. (Ullstein).

[2]) Geheimnisvolle Tatsachen. Stuttgart 1921, S. 21, vgl. 31 f.

[3]) = physikalische Todesmeldungen.

ergriff eine Zeitung, um mich zu überzeugen, daß ich nicht träumte; ich sah Sie noch auf demselben Platz, obschon ich vermutete, daß Sie um diese Zeit in ihrem Bette schliefen, in dem Anzug, den Sie gewöhnlich trugen. Dann begannen Sie zu verschwinden. — Einige Wochen später wurde derselbe Versuch mit gleichem Erfolge wiederholt, wobei Moses mich nicht nur fragte über einen Gegenstand, den wir in jener Zeit heftig diskutierten, sondern mich auch durch die Wirkung seines Willens noch zurückhielt, als ich schon den Wunsch angedeutet hatte, zu gehen" (33): Eine Art Fernhypnose, bei der z. B. „Frau B. stets behauptet, daß sie ein unerklärliches Gefühl wie von der Anwesenheit des Hypnotiseurs habe", hat hier das Überspringen einer lebhaften Sinneserregung optischer Art auf ein sympathisch darauf abgestimmtes Nervensystem im Unterbewußtsein bewirkt, so automatisch wie beim Radioapparat, der von selbst aus der Ferne die Wellen aufgreift, auf die er eingestellt ist. Durch Nervenenergie wird so ein Projektionsbild erzeugt, das als Trugbild (Phantom) zwar eine bloße Scheinwirklichkeit ist, aber gleich einem lebhaften Traumbild die Eigentümlichkeit hat, daß es unabweisbar den Eindruck einer vollen Wirklichkeit hervorruft, solange der traumhafte Zustand des hypnotischen Nervenkontaktes fortbesteht. — Wie in diesem Fall eine optische, so überträgt sich eine akustische und taktile Halluzination nach dem folgenden Bericht des (anglikanischen) Geistlichen Newnham: „1854 litt ich stark an Kopfschmerzen; gegen 9 Uhr schlief ich ein und träumte deutlich, ich sei zu Gast in der Familie meiner Braut. Ich holte sie auf der oberen Treppe ein, sie mit beiden Armen um die Taille fassend. Dabei erwachte ich, und gleichzeitig schlug es 10 Uhr. Am anderen Morgen schrieb meine Braut: ‚Hast du gestern abend gegen 10 Uhr scharf an mich gedacht? Als ich die Treppe hinaufging, hörte ich deutlich deine Schritte mir nachkommen und fühlte, wie du mich an der Taille faßtest' " (29 f.). — Wie eine Geruchshalluzination sogar zu einer Massenhalluzination sich auswirken kann, zeigt Baerwald (137 ff.) am „paranoischen russischen Sektenbegründer Maljowanni, der glaubte, den Heiligen Geist durch einen herrlichen Geruch zu empfinden. 80% der Maljowanniten übernahmen diese Halluzination".

Was folgt daraus? Wenn nicht bloß Einzelpersonen von Halluzinationen ergriffen werden, sondern diese auch epidemisch wirken können, beweist für die Realität von Geistererscheinungen nichts der Umstand, daß sie von mehreren Personen zugleich, scheinbar unabhängig voneinander, wahrgenommen werden, zumal an solchen Orten, wo gemeinsame Erwartungssuggestion wirkt, wie an Spukorten, nachdem es sich allgemein herumgesprochen hat, hier „gehe es um", oder in spiritistischen Zirkeln; hiezu genügt ja schon irgendwelche seelische Fühlungnahme im Unterbewußtsein. — Dagegen sind hinfällig die unter dem engen Gesichtskreis des Pathologen erhobenen Einwände von Charles Richet[1]):

[1]) Grundriß der Parapsychologie und Parapsychik, übersetzt von R. Lambert. 1923.

„Pathologische Halluzinationen sind bei normalen Personen sehr selten (433). Kollektive Halluzinationen kennen die Irrenärzte nicht (448).“ Um so bekannter sind „Kollektivhalluzinationen“ Historikern, namentlich aus der Geschichte der Schwärmersekten. Mögen auch Geisteskranke, die an Mangel an innerer Konzentrationsfähigkeit leiden, suggestiven Einflüssen unzugänglich bleiben, so ist das nicht zu verallgemeinern.

Mag auch weiterhin persönliches Selbstgefühl sich auflehnen gegen eine abfällige Beurteilung als „Halluzinant“, das ist Neurastheniker oder hysterische oder gar pathologische Persönlichkeit, so ist eben diese voreilige, übertriebene Verdächtigung durchaus ungerechtfertigt, wenn nicht regelmäßig, sondern nur ganz ausnahmsweise ein halluzinatorisches Erlebnis eintritt bei sonst ganz gesunden Menschen. Ist doch ein solches sogar dem gewiß nüchternen Philosophen Max Dessoir in Berlin[1]) ein einziges Mal in seinem Leben, vermutlich in einem Stadium geistiger Überarbeitung, widerfahren, wie er selbst erzählt: „Eines Nachts hatte ich das Gefühl, daß jemand sich neben mein Bett stellte und mich leise anfaßte. Deutlich hörte ich den Gang seines Atems und, daß er in anderem Takte ging als mein eigener Atem. Der Fremde entfernte sich und zog vorsichtig die Türe zu; darauf schloß ich die Türen schnell ab. Am nächsten Morgen fand ich die Türen doppelt verschlossen. Hier hatte die durch Spaltung entstandene zweite Person, für den Gehörssinn höchst eindrucksvoll verkörpert, sich genau in den Zusammenhang des Seelischen eingefügt. Das Wirklichkeitsgefühl war von äußerster Stärke.“ — Wenn ein Hauptgegner des Geisteraberglaubens, der ex professo geschrieben hat über die Illusion des Doppelich, praktisch sich selbst davor nicht retten kann, so daß er dasselbe unwillkürlich als fremden Eindringling sich selbst entgegenstellen und im Dämmerzustand mit der Gesichts- auch die Gehörshalluzination von einem andersgehenden Atem, die zu einer Scheinwirklichkeit verdichtete logische Folgerung aus der vermeintlichen fremden Persönlichkeit, über sich ergehen lassen muß, wie kann dann ein nicht einmal theoretisch gewappneter Laie vor solchen Illusionen sich bewahren? Eine sonst nie von Halluzinationen befallene Baronin erzählte, sie habe ein einziges Mal auf ihrem alten Schloß die schattenhafte Gestalt eines verstorbenen nächsten Angehörigen an sich vorüberziehen sehen; es ist dies das erste, noch unentwickelte Stadium der Phantome, die in fertigem Zustand mit deutlicher Ausprägung erscheinen, so wie sie dem Halluzinanten als Erinnerungsbild von der letzten persönlichen Wahrnehmung her bzw. durch Übertragung aus einem fremden Unterbewußtsein lebensvoll vor der Seele stehen.

Zwischen vermeintlichen Erscheinungen lebender und verstorbener Persönlichkeiten ist gar kein Unterschied. Beide entstehen auf gleiche Weise: Ein sinnlich anschauliches Vorstellungs- oder Erinnerungsbild aus dem Inneren des eigenen oder kraft Übertragung aus einem fremden Bewußtsein bzw. Unterbewußtsein, jeden-

[1]) Vom Jenseits der Seele, 1917, S. 52.

falls eine Halluzination, macht den unwiderstehlichen Eindruck leibhaftiger Wirklichkeit. So erschien bereits dem Rhetor Eulogius in Karthago im Traum beim Nachsinnen über eine schwierige Stelle aus Ciceros Werken sein ehemaliger großer Lehrmeister, der hl. Augustinus, und erklärte ihm dieselbe. Dabei war er aber persönlich noch am Leben und an einem entfernten Ort. — Was hier automatisch sich vollzog, brachte der deutsche Regierungsassessor Wesermann mit zielbewußter Absicht zustande. „Durch seine Willenskraft stellte er 1822 seinem (fernen) Freunde, Hofrat G., den er seit 13 Jahren weder gesehen noch ihm geschrieben hatte, sein Bild im Schlafe vor. Am nächsten Tage bezeugte dieser seine Verwunderung darüber, ihn im Traume gesehen zu haben.“ Auf demselben Wege brachte er die Kundgebung einer verstorbenen Persönlichkeit durch ein Projektionsbild aus der eigenen Erinnerung kraft sinnlicher Nervenenergie zustande. Er „wollte, daß einem Leutnant nachts um $^1/_2$11 eine vor 5 Jahren verstorbene Dame im Traum erscheine. Aber zu jener Zeit schlief der Leutnant noch nicht, sondern unterhielt sich mit einem Oberleutnant S. Plötzlich öffnet sich die Türe, jene Dame tritt ein in weißem Kleid und schwarzem Tuch, grüßt S. mit der Hand dreimal freundlich, wendet sich dann gegen den Leutnant und kehrt durch die Türe zurück. S. hat den Vorfall am 13. März 1813 bestätigt. Die Offiziere folgten sogleich der Gestalt, um einen etwaigen Betrug zu entdecken, fanden aber nichts. Die Stubentüre, die sonst beim Öffnen stets knarrte, ließ nicht das mindeste Geräusch hören, als die Gestalt hereinkam“[1]), das deutlichste Zeichen dafür, daß es keine reale Gestalt war, sondern ein Trugbild kraft einer Art Hypnose mit Fernwirkung in scheinbar noch wachem Zustand. Übrigens ließe sich auch das Knarren der Türe durch Erwartungssuggestion erklären.

Bei sämtlichen „Geistererscheinungen“, das ist Halluzinationen, wirkt sich aus eine „eidolomagische (Trugbilder hervorzaubernde) Kraft der Psyche“ (Friedr. Daumer), eine Art „Monoideismus“ (Du Prel), das ist Schau eines einheitlichen Ganzen, indem Ideenassoziation den unausweichlichen Eindruck leibhaftiger Wirklichkeit in allen Situationen einheitlich durchführt: „In telepathischer Verbindung mit Personen an einem fremden Orte überträgt der Träumende seine Idee, er besuche jenen Ort, auf die dort Wohnenden, diese aber verarbeiten sie entsprechend. Der Träumende empfindet, wie er mit dem Finger an eine Zimmertüre klopft und die Klinke niederdrückt, die Leute in jenem Zimmer hören es draußen klopfen und sehen die Türe sich bewegen, gewahren vielleicht auch die Schattengestalt des ‚Senders‘, der lautlos durch das Zimmer geht. Tausende sind durch solche Erfahrungen zu Spiritisten geworden“[2]).

Über solche „echte Halluzinationen in der Hypnose, die mit größter Intensität phantastische Ganzheiten formen“ (Arthur Kronfeld), orientiert am besten näher der baltische, in Rostock lebende Gelehrte Dr. Emil

[1]) Aug. Friedr. Ludwig (Hochschulprofessor, Freising), Geschichte der okkultistischen Forschung, I, 1922, S. 24, 90.

[2]) Baerwald, ebenda, S. 45 f.

Mattiesen[1]): „Wahrnehmbarkeit von Phantomen durch mehrere Sinne ist nichts Seltenes. Der Schlafende fühlt sich häufig durch eine Berührung, einen Schlag, ein Drücken seiner Hand, eine Last auf seinem Körper geweckt und schaut das Phantom. Der eine Bestandteil der Halluzination ruft den anderen wach kraft des Bedürfnisses nach Abrundung und Verlebendigung des Gesamterlebnisses." Daher „werden Phantome häufig von undurchsichtigen Gegenständen verdeckt, bewegen sich im Raume. Die suggestive Rolle der Erwartung dürfte sich auch anwenden lassen auf ihre Fähigkeit, einen Schatten zu werfen und sich zu spiegeln. Zuweilen verdecken sie selbst starke Lichtquellen — eine rein psychische Ablenkung der Aufmerksamkeit durch den am stärksten fesselnden Wahrnehmungsinhalt, das Phantom. Mrs. Verralls Gebilde ihrer optischen Phantasie hatten einen ganz bestimmten Abstand von ihr. Mrs. P. beschreibt die Gestalt eines Herrn in Marineuniform in ihrem Schlafzimmer um ½10 Uhr abends. Ihr Mann schrie den vermeintlichen Eindringling an, der darauf zweimal den Namen des Ehemanns mit gebieterischer und vorwurfsvoller Stimme aussprach. Die Gestalt verschwand in die Wand hinein (Proceedings VI, 26 ff.). — Wenn auf die Wahrnehmung eines Schattens und die Empfindung seines Gewichtes ein Schlag zwischen die Augen erfolgt, der des Rezipienten Nase anschwellen läßt (Crowe), kann nicht einmal das Verbleiben einer Spur, die schon fast einer objektiven Wirkung ähnelt, einen zwingenden Grund gegen die halluzinatorische Art solcher Berührungsempfindungen liefern, wenn wir an die stigmatisierende Wirkung mancher Suggestionen denken."

Diese Lösung des Spukrätsels ist von größter Tragweite für die spiritistischen Geistermaterialisationen, soweit sie nicht durch betrügerische Manipulationen schon ihres geheimnisvollen Wesens entkleidet werden. Denn, ob man von einem Gespenst oder einem materialisierten Geist in einer spiritistischen Sitzung spricht, begründet einen bloßen Namens-, aber keinen Sachunterschied. Das gemeinsame Wesen einer Projektion sinnlicher Nervenenergie ist im vorausgehenden dargetan durch Beobachtung an der Wurzel, in der Genesis des Entstehungsprozesses, auf dem Weg exaktwissenschaftlichen Experimentes. Selbst in der „Zeitschrift für Parapsychologie" (vormals „Psych. Studien"[2]) bricht sich diese Einsicht in bemerkenswerter Weise Bahn. Gerade einer der überzeugtesten Okkultisten im Lager des Frh. Dr. v. Schrenck-Notzing, der praktische Arzt Marcinowski in Bad Heilbrunn bei Tölz, räumt ein: „Spiritistische Erscheinungen können echt sein, es braucht sich trotzdem nicht um eine persönliche Wiederkehr des Hinübergegangenen handeln. Sein schemenhafter Doppelgänger von drüben her genügt. Der Spiritismus wird wesentlich einfacher, sobald man die spukhaften Erscheinungen als Traumbild faßt, als feinstoffliche Aus-

[1]) Der jenseitige Mensch, 1925, S. 523 ff., 538.

[2]) Jahrg. 53, 1926, Heft 12, S. 748.

sendungen seitens eines jenseitigen Träumers. Auch der Gemordete im Spuk hätte keinen Grund, dieses grause Spiel wieder mitzumimen. Als Traumbild des Verbrechers, als Traummaterialisation wird es verständlich" — wirklich verständlich und von allen mystischen Verschwommenheiten geläutert erst, wenn man auf die phantastischen Hirngespinste eines als Fortsetzung des irdischen in verfeinerter, aber immer noch materialistischer Gestalt vorgestellten „Doppelgängers von drüben her", eines „jenseitigen Träumers" oder „Verbrechers" verzichtet und mit klarem Blick für das Diesseits mit seinen Problemen der Psychologie des Unterbewußtseins sich ausrüstet. — Zu dieser Einsicht hat sich durchgerungen[1]) sogar der eifrigste Besucher der Sitzungen v. Schrenck-Notzings mit Willi Schneider: der mittlerweile von München nach Berlin berufene Universitätsprofessor der Zoologie C. Zimmer. Im Anschluß an Graf Carl v. Klinckowstroems Beurteilung der Fakirstücke, insbesondere des Seiltricks, hält er es für „nicht absolut ausgeschlossen, daß die Phänomene unserer physikalischen Medien nur in der Phantasie der Teilnehmer bestehen. — Die supernormale Natur des Teleplasmagebildes kann durch die Photographie nicht erwiesen werden."

Hier trifft das Richtige die Erklärung des Kölner Privatdozenten der Philosophie, Dr. Ernst Barthel, in derselben Zeitschrift[2]): „Die Seele ist ein — sehr fein gebauter — Radio- oder Empfangsapparat" mit dem Vermögen, nach Art eines Radioapparates psychische Fernwellen von bestimmter Eigenart aufzunehmen. — Die animistische Hypothese in Verbindung mit Intuitionsschau und radioiden Fähigkeiten genügt für alle Tatsachen. Ein Gespenst[3]) ist eine Projektion des eigenen Unbewußten, keine objektive Wirklichkeit."

Verschiedenes.

Carlos Mirabelli.

Mirabelli, — dies ist der Name eines neuen Stars unter den Medien, dessen Phänomene offenbar seinem Namen alle Ehre machen. Es ist ein jetzt 38 Jahre alter Brasilianer, über dessen fabelhafte Leistungen, die alles bisher Dagewesene in den Schatten stellen, Pascal Forthuny nach dem Bericht brasilianischer Gelehrter — 555 Ärzte, Professoren, Philosophen, Techniker usw. — im Pariser Institut Métapsychique referiert hat. Wir können vorerst nur aus einem Auszug des „Neuen Wiener Journals" vom 30. Mai 1927 ein paar Angaben entnehmen — natürlich mit allem Vorbehalt.

Bekanntlich hat im Jahre 1873 das Medium Florence Cook eine Vollmaterialisation, den Geist Katie King, bei heller Beleuchtung produziert, worüber u. a. William Crookes berichtet hat. Wir haben allerdings alle Ursache, anzunehmen, daß dieser „Geist" ein Mensch von Fleisch und Blut war. Seither hat kein Medium ähnliches geleistet — bis auf Mirabelli. Dieser hat nun, nach dem

[1]) Ebenda, Jahrg. 54, 1927, Heft 5, S. 290 ff.
[2]) Jahrg. 54, 1927, Heft 1, S. 46 ff.
[3]) Desgleichen ein spiritistisches Geisteswesen.

vorliegenden Bericht, mehrfach bei Tageslicht vollmaterialisierte Phantome erscheinen lassen, die sich ganz wie normale lebende Menschen benahmen und sich sogar genau untersuchen ließen. So erschien einmal in der Gesellschaft für psychische Forschung zu Rio de Janeiro der materialisierte Bischof José de Camargo Barros, der kurz zuvor anläßlich eines Schiffsunglücks ertrunken war, und zwar in vollem Ornat. „Er lächelt, spricht zu den Anwesenden, läßt seine Herztätigkeit untersuchen, öffnet den Mund, ein Zahnarzt konstatiert, daß einige seiner Zähne plombiert sind; plötzlich sagt das Phantom zu den Anwesenden: jetzt gebt acht, meine Brüder in Christo, denn ich ziehe von dannen. — Nun löst sich das Phantom nicht auf; es wird vielmehr immer kleiner und kleiner, bis der Bischof von Kopf bis zu Fuß nurmehr 30 cm hoch ist. Dann verschwindet er. Nun blieb Mirabelli nach so viel Wunderdingen nichts übrig als selbst zu verschwinden. Er wird an einen schweren Fauteuil gebunden, mit starken soliden Lederriemen. Urplötzlich ist Mirabelli nicht mehr da. Man findet ihn nach langem Suchen hinter mehreren, mit Vorlegeschlössern abgesperrten Türen auf einer Ottomane mit einer Zigarette im Munde."

Das klingt nach sensationeller Zeitungsmache, und man wird abwarten müssen, was von diesen Wundern bei näherer Betrachtung übrig bleibt. Auch bei Eusapia boten die ersten naiven Berichte völlig unerklärliche Wunderdinge, die aber dann unter schärferer Kontrolle zu weit bescheideneren Darbietungen zusammenschrumpften und schließlich als mehr oder weniger geschickte Tricks aufgeklärt werden konnten. Immerhin — wenn Mirabelli derartiges vermag, dann können sich die Okkultisten gratulieren. Die Dematerialisation einer vollmaterialisierten Geistergestalt bei Tageslicht kann man nicht künstlich nachahmen, wenn sie nicht in einem für Tricks vorbereiteten Raume stattfindet und wenn den Beobachtern volle Kontrollfreiheit gewährt ist. Wie das N. W. J. mitzuteilen weiß, sollen sich das genannte Pariser Institut und Dr. Frhr. von Schrenck-Notzing darum bemühen, das mirabile Medium nach Europa zu bringen. Eine gründliche Prüfung durch die amerikanischen Gelehrten, die sich im Falle Margery bewährt haben, wie die Professoren Mc Dougall, Hoagland, Code usw. und durch Dr. W. F. Prince wäre vielleicht noch wünschenswerter.

Inzwischen ist im Augustheft der „Zeitschr. f. Parapsychologie" ein ausführlicher Bericht über Mirabellis angebliche Leistungen erschienen.

Graf Carl v. Klinckowstroem.

Betrugsprozeß Günther-Geffers in Insterburg.

Unter dieser Überschrift bringt die Zeitschrift für Parapsychologie 1927, S. 366 f., eine kurze Mitteilung über die Freisprechung der „Privatdetektivin mit besonderer Befähigung" Frau Günther-Geffers in Königsberg — so nennt sie sich selbst — von der Anklage des Betruges durch das Schöffengericht zu Insterburg am 12. Mai 1927. Es wird dabei bemerkt, ich habe „auch in diesem Prozesse.. .. eine nicht unwesentliche Rolle" gespielt. Es wird „aus Hellwigs Gutachten (2. Teil, S. 177)" folgende Stelle zitiert: „Nach den vielen Mißerfolgen, die man trotz der bei derartigen Untersuchungen gegebenen erheblichen Schwierigkeiten Frau Günther-Geffers schon jetzt nachweisen kann, scheint sich meines Erachtens sogar eine fast an Gewißheit grenzende Wahrscheinlichkeit dafür zu ergeben, daß Frau Günther-Geffers tatsächlich nicht imstande ist, hellzusehen". Im weiteren Verlauf jener Notiz wird dann u. a. noch vermerkt, daß Frau Günther-Geffers vom 5. Dezember 1925 bis zum 12. Dezember 1925 in Untersuchungshaft gesessen habe.

Um weiterer Legendenbildung entgegenzutreten, will ich kurz folgendes vermerken:

Ich habe von diesem Insterburger Strafverfahren meines Wissens zum ersten Male am 22. Mai 1927 Kenntnis erhalten, und zwar durch den Brief eines

Polizeibeamten, dem mein Interesse für derartige Fälle bekannt ist und der mir deshalb einen ausführlichen Zeitungsbericht über die Verhandlung geschickt hat. Ich habe insbesondere auch nie ein Gutachten in diesem Verfahren erstattet. Das von der Anklageschrift zitierte Gutachten von mir bezieht sich, wie dem Gewährsmann der „Zeitschrift Parapsychologie" kaum entgangen sein kann, auf ein in Königsberg gegen Frau Günther-Geffers schwebendes Strafverfahren, das noch nicht erledigt ist. Das Zitat aus meinem Gutachten ist richtig. Der Gewährsmann der „Zeitschrift für Parapsychologie" hätte nur noch hinzufügen können, daß die Anklageschrift einleitend sagt, mein Gutachten sei „vorsichtig gehalten", während die beiden anderen Sachverständigen die hellseherischen Fähigkeiten der Angeschuldigten „bedeutend schärfer verneinen". Und daß in der Tat mein Gutachten erheblich vorsichtiger gehalten war als das der Königsberger und der Insterburger Gutachter, läßt sich in der Tat nicht verkennen. Ich kannte damals allerdings das sehr interessante Insterburger Material noch nicht, insbesondere nicht das mehrfache, höchst eigenartige Zusammenarbeiten dieser „Privatdetektivin mit besonderer Befähigung" mit einem nicht gerade einwandfreien Privatdetektiv, der anscheinend „ohne besondere Befähigung" ist. In Untersuchungshaft hat sich die Angeklagte in der Tat vom 5. Dezember bis zum 12. Dezember 1925 befunden. Mein Gutachten ist von Königsberg nach Insterburg erst auf Grund der Verfügung vom 4. Januar 1927 abgeschickt worden. Das braucht allerdings, wie mir die entsprechenden Verdächtigungen im Falle Drost gezeigt haben, phantasiebegabte Gegner nicht abzuhalten, mir trotzdem auch hier die Schuld an der Verhaftung der Angeklagten zuzuschreiben.

Aus der Schlußfeststellung des Insterburger Urteils will ich nur folgenden Satz hervorheben: „Bei dieser Sachlage muß aber mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß die Angeklagte selbst geglaubt hat, mit außergewöhnlichen Fähigkeiten ausgestattet zu sein. Das Gegenteil ist ihr jedenfalls nicht nachzuweisen. Freilich besteht auch nicht der entfernteste Anhalt dafür, daß ihre Tätigkeit geeignet ist, strafbare Handlungen aufzuklären." Die gesperrt gedruckten Worte sind im Urteil unterstrichen. Diese Feststellung des Urteils, durch die meine oben zitierte Auffassung vollkommen bestätigt wird, braucht allerdings einen unentwegten Okkultisten nicht abzuhalten, auch fürderhin an die „besondere Befähigung" der Angeklagten zu glauben.

Die Staatsanwaltschaft hat gegen das Urteil des Schöffengerichts Berufung eingelegt, und zwar, wie ich zur Beruhigung meiner mißtrauischen „Freunde" gleich mitteilen möchte, schon am 13. Mai, also neun Tage, bevor ich von dem Urteil auch nur Kenntnis erhalten habe. Freilich schließt auch diese Konstatierung, wie ich sehr wohl weiß, keineswegs aus, daß mir nicht von unentwegten Verteidigern der Kriminaltelepathie und der Kriminaltelepathen der „Vorwurf" gemacht werden kann, ich sei „schuld" an der Einlegung der Berufung.

Über die Sache selbst kann ich mich bei dieser Rechtslage noch nicht äußern. Aufgeschoben ist aber nicht aufgehoben. Dr Hellwig (Potsdam).

Rudolf Lambert und Eusapia Paladino.

Ein Schlußwort

von Dr. med. *Hans Rosenbusch.*

In seiner neuen Entgegnung auf meinen letzten Aufsatz zum Fall Eusapia Paladino[1]) bedient sich Herr Studienrat Rudolf Lambert wieder der nicht ein-

[1]) Zeitschr. f. Parapsychologie, Juli 1927, s. a. Der Okkultismus in Urkunden, Berlin 1925 (Bd. 2 Der Physikalische Okkultismus, Eusapia Paladino von Hans Rosenbusch) und Zeitschr. f. kritischen Okkultismus 1927, S. 213, Rudolf Lambert und Eusapia Paladino, von demselben.

mal von ihm erfundenen Methode, meine Wenigkeit persönlich zu verdächtigen. Ich kann den Lesern einer ernsthaften wissenschaftlichen Zeitschrift die eingehendere Beschäftigung mit diesem Schauspiel nicht zumuten. Es gibt, so schreibt Lambert, für meine Darstellungsweise „drei Deutungen: 1. Illoyalität; 2. Ignoranz; 3. Störung durch die fixe Idee des Betrugs...“. Herr Lambert hat ausdrücklich in seiner ersten Arbeit gegen meine Eusapia-Kritik[1]) die erste „Deutung“ verfochten, er hat sie dann zurückgenommen, um sie ausdrücklich mit der zweiten zu vertauschen (siehe diese Zeitschrift 1927, S. 214). In seinem letzten Aufsatz bekennt er sich ebenso ausdrücklich zu der erwähnten dritten. Jedes Wort der Entgegnung ist hier zu viel. Herr Lambert, der seine beiden ersten Theorien über meine Wenigkeit mit derselben Unerschütterlichkeit vertrat wie seine derzeit letzte, mag höflichst darauf hingewiesen werden, daß ich — leider vergeblich — ihm klarzumachen versucht habe, daß nicht der Nachweis des Betruges beabsichtigt, sondern die Tragfähigkeit der Versuchsberichte für den behaupteten Ausschluß natürlicher Erklärungsmöglichkeiten von mir untersucht worden war. Ich leide also an der fixen Idee, daß für die von Herrn Lambert als glänzend bezeichneten Phänomene der zwingende Nachweis des Betrugsausschlusses fehlt, wobei allerdings in vielen Fällen die Analogie der beschriebenen Vorgänge mit solchen, bei denen Betrug durch das gleiche Medium erwiesen wurde, die Annahme desselben recht nahelegt. Daß mir angesehene Okkultisten darin beipflichten, habe ich in meinem letzten Aufsatz mit Beweisen belegt.

Nun möchte Herr Lambert glauben machen, daß ich mit ihm wenigstens in der Notwendigkeit, den Gegner persönlich zu beschimpfen, übereinstimme. Er sehe ein, so schreibt er, daß ich ihn selbst „für unehrlich halten müsse“. Falls es überhaupt nötig erscheint, so lehne ich diese Insinuation aufs nachdrücklichste ab. Daß Herr Lambert es gar nicht für möglich hält, sachliche Gegnerschaft von persönlicher Verdächtigung zu trennen, zeigt seine Stellungnahme zu meiner Kritik der Morsellischen Berichte. „Wäre es nicht ehrlicher“, sagt er dazu, „einfach Morselli einen Schwindler zu nennen?“!! Zugleich erhebt er so wieder gegen mich selbst den alten Vorwurf der Unehrlichkeit. Er spricht ferner davon, daß ich andere Beobachter als „stupid“ und „tölpelhaft“ hinstelle, ja „allen an Eusapias guten Sitzungen beteiligten Gelehrten eine ungeheure Stupidität zuschreibe“ oder bei Courtier und den Taschenspielern von Neapel „Schwachsinn voraussetze“. Es genügt wohl meine Kritik dieser ausgezeichneten Berichte, besonders des zum Teil bewundernd von mir zitierten Schlußreferates Courtiers nachzulesen.

Noch einige Worte zur Tatsachenfrage. Herr Lambert richtet an mich — offenbar machen solche Gesten bei seinen Lesern den erwünschten Eindruck — verschiedene Herausforderungen. So soll ich ihm für die von ihm für glänzend gehaltenen, zum Teil bei hellem Licht erfolgten Phänomene eine „einleuchtende Erklärung“ geben. Ich habe ihm bereits darauf geantwortet, daß diese Phänomene so ungenügend beschrieben sind und daß aus ihren Berichten näher von mir bezeichnete objektive Anhaltspunkte für den Ausschluß der Eusapianischen Betrugsmanöver so wenig zu erhalten sind, daß eine Diskussion darüber unfruchtbar bleiben muß. Es bleibt unbenommen, zu glauben, daß diesen ungenügenden Berichten echte oder betrügerische Phänomene zugrunde liegen. Diesen eingehend begründeten Standpunkt glaubt Herr Lambert als „pure Ausflüchte“ beiseite schieben zu können. Phänomene bei hellem Licht? Ich dachte, die telekinetische Kraft ist lichtempfindlich! Die Natur stellt offenbar in okkultistischen Köpfen ihre Gesetze ständig auf den Kopf.

Ferner fordert Herr Lambert mich auf, ich solle bei ihm einen Taschenspieler „inkognito“ als Medium einführen und vor ihm und seiner Familie bei vollem Licht ein von ihm nicht zu durchschauendes Levitationsphänomen aus-

[1]) Die Phänomene der großen Medien. Stuttgart 1926.

führen lassen. Er setzt bedeutungsvoll hinzu, daß dieses Ereignis „gar nicht stattfinden wird". Will mir Herr Lambert sagen, wie ich ihm einen Taschenspieler schicken soll, der sich zur Ausführung des vereinbarten Experimentes erbietet und den er dabei gleichzeitig für ein Medium halten wird? Wenn Herr Lambert Experimente zu sehen wünscht, die er und seine Familie bei hellem Licht nicht erklären können, so möge er sich beispielsweise an Herrn Ottokar Fischer in Wien wenden. Im übrigen wäre es nicht das erstemal, daß Herr Lambert einen Taschenspieler für ein Medium hält.

Herr Lambert kommt u. a. auf meine angeblich absichtliche Vertauschung der Versuche mit zwei verschiedenen Gueridons zurück. Indem ich hier diesmal den Vorwurf der Absichtlichkeit übergehe und im übrigen auf meine letzte Darstellung in dieser Zeitschrift, die die Möglichkeit einer Verwechslung auszuschließen glaubt, hinweise, erinnere ich daran, daß ich Courtiers eigene Worte, die von der Benutzung nur zweier verschiedener Gueridons sprechen, eines größeren und eines kleineren, zitiert habe. Nachdem ich aus der Courtierschen Arbeit belegt habe, welcher von diesen beiden von Courtier näher beschriebenen Gueridons gemeint sein muß, stellt Lambert in seiner neuen Arbeit die Behauptung auf, daß es sich überhaupt um einen dritten Gueridon gehandelt habe. Da Courtier selbst nur von einem größeren und einem kleineren Gueridon spricht, so halte ich diese neue Behauptung von der Benutzung eines dritten Gueridons, ebensowenig zu beweisen wie zu widerlegen, und sichtbar erst heute in die Debatte geworfen, weil sich meine bisherige Darstellung nicht widerlegen läßt, in ihrer tatsächlichen Bedeutungslosigkeit für die Bewertung der fraglichen Versuche einer weiteren Diskussion nicht mehr für wert. Auch in bezug auf meine Kritik anderer Versuchsberichte habe ich keinen Anlaß, meine Darstellung zu korrigieren, es sei denn, daß die Erörterung von anderer Seite und ohne den erneut von Herrn Lambert erhobenen Vorwurf der unerlaubten Auswahl, „die übelwollende auch anders benennen könnten", der „tendenziösen Auswahl und bedenklichen Entstellung", wieder aufgenommen wird. Die von mir zitierte Einschätzung der Lambertschen Kritik bzw. Kritiklosigkeit durch den doch gewiß nicht von einer „fixen Idee des Betruges" behafteten Okkultisten Dingwall (siehe diese Zeitschrift S. 219) wird auch den mit den Originalen nicht vertrauten Leser zu einer objektiven Nachprüfung veranlassen, sollte er nicht schon von selbst im Gegensatz zu Herrn Lambert gewohnt sein, die selbstverständliche Möglichkeit von Irrtümern nicht aus einer mala fides des Untersuchers abzuleiten. Unter solchen Irrtümern kreidet mir Herrn Lambert als Zeichen meiner „kaum zu überbietenden Unzuverlässigkeit" an, daß ich mich einmal um einen Zentimeter verrechnet habe und daß einige Fehlbezeichnungen in der Angabe von Seitenzahlen in meiner letzten Arbeit stehen geblieben sind.

Eine weitere Diskussion mit Herrn Lambert hätte jedoch schon deshalb keinen Sinn, weil es nicht möglich ist, sich mit ihm über die Grundlagen einer Versuchskritik überhaupt zu einigen. Er meint, ich hätte „nicht das geringste Gefühl dafür, daß keineswegs bei allen Phänomenen dieselbe Ausführlichkeit der Kontrollbeschreibung nötig ist" und erklärt es ausdrücklich für unmöglich, meiner Forderung, „zu erfahren, wie in Gegenwart jedes einzelnen Phänomens die bisher beschriebene Möglichkeit und Tatsächlichkeit des Betrogenwerdens ausgeschlossen war", gerecht zu werden. Dieses Gefühl geht mir allerdings so sehr ab, daß ich in eben dieser Forderung das A und O einer Kritik der Tatsachenfrage des physikalischen Mediumismus erblicke. Das Resultat eines unzureichenden Versuches durch dasjenige anderer unzureichender Versuche stützen zu wollen, ist eine naturwissenschaftliche Unmöglichkeit. Herr Lambert aber betont, daß „das kritische Analysieren irgendeines willkürlich herausgegriffenen vereinzelten Berichtes (wobei ich meist gerade die von den Okkultisten als besonders beweiskräftig bezeichneten gewählt habe) gar nichts beweise, und daß der Beweis in der Vielheit dessen liege, was Herr Lambert als

„Dutzende von ausgezeichneten Fällen" betrachtet. Das für die Feststellung einer beobachtungswissenschaftlichen Tatsache grundsätzlich Irrige dieser Logik habe ich zu oft widerlegt, als daß ich, um eines solchen Argumenten gar nicht zugänglichen Lesers willen, für den ich ja im Grunde nicht schreibe, nochmals nötig hätte, von vorn zu beginnen.

Jeder Kenner des Okkultismus wird mir zugestehen, daß durch mein Eusapia-Kapitel im Dreimännerbuch zum ersten Male die Diskussion über eine eingehende kritische Analyse der Eusapia-Literatur in Fluß gekommen ist und ich kann nur wünschen, daß dieselbe von unvoreingenommenen und berufeneren Stellen als meiner und sogar des Herrn Lambert Wenigkeit fortgesetzt werde.

Herr Studienrat Lambert spricht zum Schluß seiner Arbeit von der unendlichen Nachsicht, die er auf meine „vor keiner Verdrehung der Tatbestände zurückschreckende" Arbeit verschwendet habe. Angesichts dieser schönen Schulmeisterworte wurde ich nicht nur an die versunkene Herrlichkeit des „Penals", sondern auch an jenen bekannten Romanhelden erinnert, in dessen Gestalt uns Heinrich Mann solche Erinnerungen verewigt hat. Darf ich den Herrn Studienrat fragen, worin denn seine „immer mal wieder" gegen mich geübte Nachsicht eigentlich besteht, nachdem er mir hintereinander die Zensur unehrlich, unwissend und unzurechnungsfähig erteilen mußte? Das körperliche Züchtigungsrecht ist doch, wie ich höre, ausgeschlossen und wird hoffentlich auch auf telekinetischem Wege verboten sein. Herr Studienrat Lambert vergleicht sich selbst in seinem eben erwähnten Schlußzeugnis im Hinblick auf seine grenzenlose Nachsicht gegen meine unwürdige Person mit nichts weniger als — dem Gaurisankar. Vergessen wir hier doch für einen Augenblick den fürchterlichen Ernst des behandelten Themas: laßt uns in Gedanken noch einmal die Schulbank drücken, vor der uns Herr Studienrat Lambert von der Unumstößlichkeit der Beweise für die Dame ohne Unterleib und die minutenlangen Umarmungen und Küsse der wunderbaren Eusapianischen Materialisationen erzählt. Wir sind dort endlich die vom Schicksal für Herrn Lambert einsame Größe vorbestimmte Hörerschaft und nur in der sublimen Höhenluft seiner eigenen Atmosphäre verstehen wir erst ganz den großen Mann.

Komplize oder Versuchsleiterin?

Von Dr. *A. Freiherrn v. Schrenck-Notzing.*

In Heft 4, Band II, der „Zeitschrift für kritischen Okkultismus", das sich durch eine große Zahl interessanter und lehrreicher Beiträge auszeichnet, bezieht sich Herr Graf v. Klinckowstroem auf S. 312 auf gewisse Zusammenhänge aus den Eva C.-Sitzungen in meinem Laboratorium Juli, August, September 1912, die aber zum Teil mißverständlich wiedergegeben sind oder den Tatsachen nicht entsprechen. Es wird darin behauptet, ich hätte eine mit Dr. v. Gulat-Wellenburg vereinbarte Entlarvung der Eva C. in München geradezu sabotiert, indem ich sofort von der Entdeckung verdächtiger Momente der Beschützerin der Eva C., Frau Bisson, Mitteilung gemacht hätte, mit dem Erfolg, daß Dr. v. Gulat-Wellenburg zu weiteren Sitzungen nicht mehr zugezogen wurde. Dem ist nicht so.

Es ist eine prinzipielle, von Fall zu Fall zu entscheidende Frage, wie man sich zu den Personen, welche die Medien vorführen oder die Versuche leiten, zu stellen hat. Mme. Bisson war in München mein Gast und ich hatte in vierjähriger gemeinsamer Arbeit mit ihr die volle Überzeugung gewonnen, daß es ihr lediglich um die wissenschaftliche Feststellung eines neuen Tatsachenkomplexes zu tun war. Dieses mein Urteil ist nachträglich von allen bestätigt worden, die Gelegenheit hatten, längere Sitzungsreihen mit ihr vorzunehmen, so von Professor Courtier, der über ein Jahr im Hause Bisson experimentierte, von Dr. Geley und der äußerst kritisch eingestellten Untersuchungskommission der Society for Psychical Research. Diesen Feststellungen ernster Wissenschaftler steht die Auf-

fassung des Dr. v. Gulat-Wellenburg entgegen, der in der letzten Zeit seiner Teilnahme an den Sitzungen auf Grund einiger für das Medium verdächtiger Vorkommnisse nun nicht nur Eva C. des Betrugs bezichtigte, sondern auch in die Ehrlichkeit der Mme. Bisson Zweifel setzte.

Die Behauptung, Mme. Bisson habe alles, was über die Versuche mit ihr als Versuchsleiterin besprochen wurde, dem Medium mitgeteilt, trifft überhaupt nicht zu. Außerdem interessierte sich Eva C. keineswegs für die Einzelheiten der Versuchsanordnung, ebensowenig wie sie sich nach den Sitzungen darum kümmerte, ob das Ergebnis positiv oder negativ war.

Hier stehen sich zwei prinzipielle Standpunkte gegenüber: im einen Fall sollte Mme. Bisson durch ein falsches Spiel überlistet werden, im anderen — meiner Auffassung gemäß — hatte Mme. Bisson als Versuchsleiterin, Beschützerin des Mediums und mein Gast das Recht, über Einzelheiten der Versuchsanordnung informiert zu werden. Selbst wenn ich die Bedenken des Dr. v. Gulat-Wellenburg geteilt hätte, so würde ich als Gastgeber nie meine Zustimmung zu einem falschen Spiel gegeben, vielmehr kurzer Hand die Fortsetzung der Versuche abgebrochen haben, mit der Begründung, daß mein Vertrauen zu der Versuchsleiterin erschüttert sei.

Die letzte positive Sitzung, die Dr. v. Gulat-Wellenburg mitmachte, fand am 15. August 1912 statt; Sitzungen am 18., 20. und 23. August waren negativ. Wenige Tage später wurde Dr. v. Gulat-Wellenburg als Marinearzt zu einer militärischen Übung nach Kiel eingezogen. Es kann also keine Rede davon sein, daß man ihn wegen seiner Wahrnehmungen nicht mehr zugezogen hätte. Im übrigen ersuchte mich Dr. v. Gulat-Wellenburg kurz vor seiner Abreise nach Kiel, seinen Freund, den Grafen Haupt zu Pappenheim, als seinen Vertreter beizuziehen, da derselbe ein ausgezeichnetes Französisch spreche und den Damen sicherlich sympathisch wäre Schon am 24. August nahm dieser Herr an einer positiven Sitzung teil, ebenso am 10. und 11. September und außerdem an einer Anzahl negativer Sitzungen.

Es war also nicht mein Fehler, daß Dr. v. Gulat-Wellenburg sich in diesen Sitzungen vertreten lassen mußte.

Am 30. August wurde nun vereinbarungsgemäß ein Entlarvungseingriff vorgenommen. Das Materialisationsprodukt verschwand augenblicklich, für die Betrugstheorie dagegen hat dieser Eingriff keinerlei Material geliefert. Von einer Sabotierung der Entlarvung des Mediums konnte also überhaupt keine Rede sein. Auch in diesem Fall hat Mme. Bisson der Versuchsperson von unserer Absicht vorher nichts mitgeteilt.

Zugunsten des Grafen Klinckowstroem läßt sich anführen, daß er die in meinem Buch nicht mitgeteilten Zusammenhänge nicht kannte und nicht wissen konnte, daß Graf P. als Vertreter des militärisch einberufenen Dr. v. Gulat-Wellenburg teilnahm.

Gegenerklärung.

Die von v. Schrenck-Notzing unter dem Titel „Komplize oder Versuchsleiterin?" gegebene Antwort auf Klinckowstroems Bemerkungen zum Falle Eva C. auf S. 312, Heft 4, Band II dieser Zeitschrift, charakterisiert für den Kenner der Verhältnisse, die mit Undeutlichkeiten operierende Schreibweise v. Schrenck-Notzings. Der den Tatsachen ferner Stehende muß durch solche Darstellung geblufft werden und bleibt in diesem Falle der Meinung, Klinckowstroem habe zuviel gesagt, wenn er v. Schrenck-Notzing vorwirft, er habe durch Mitteilung eines Entlarvungsplans an Mme. Bisson die Entlarvung von Eva C. selbst sabotiert. Wer v. Schrenck-Notzings Einsendung aufmerksam liest, wird sehen, daß er auf alles Mögliche dem Grafen Klinckowstroem antwortet, aber nicht zu sagen wagt, er habe der Mme. Bisson die von Dr. v. Gulat-Wellenburg (mir) entdeckten und vor-

gewiesenen Betrugsindizien etwa nicht sofort (am folgenden Morgen nach der Sitzung) verraten. Das hat v. Schrenck-Notzing allerdings getan. Er hat diese Mme. Bisson, die nach Lage der Umstände unbedingt logischerweise Komplize sein mußte — denn es ist klar, daß die Bisson, bei der das Medium Eva C. schon seit Jahren wohnte und mit ihr in engster Gemeinschaft lebte, wissen mußte, wie Eva C. die Attrappen der Geistererscheinungen herstellte und wo sie sie verborgen hielt, Attrappen, an denen man sorgfältige zeichnerische Überarbeitung feststellen konnte (vgl. die Photogramme in den „Materialisationsphänomenen" und in „Der Physikalische Mediumismus"[1]) — nicht nur sofort von meinen neu entdeckten sicheren Indizien verständigt, sondern sie auch die Koffer des Mediums durchsuchen lassen. so daß letzteres nun ganz sicher wissen mußte, woher der Wind pfiff, bevor man es in flagranti ertappen konnte. v. Schrenck-Notzing wußte auch, daß Mme. Bisson mich nur ungern zu den Sitzungen in München nochmals zuließ, und vermochte auch nicht mehr, mich nach seinen Indiskretionen zu den weiteren Sitzungen hinzuzuziehen, von denen die nächste genügt hätte, der Eva C., die mich damals für einen überzeugten Beobachter hielt, als Medium den Garaus zu machen. Diese Dinge findet man in dem Kapitel „Persönliche Feststellungen" in „Der Physikalische Mediumismus" im Zusammenhang geschildert; sie sind dort absolut korrekt dargestellt. Dagegen habe ich in diesem Werke, das die Polemik vermeiden wollte, vieles nicht gesagt, was ich in Originalbriefen v. Schrenck-Notzings an Material besitze und woraus in viel gewisserem Maße noch, als in der obigen Sache, hervorgeht, daß v. Schrenck-Notzing in seinen Arbeiten nicht objektiv darstellt und den Verpflichtungen, die ein Gelehrter in seinen Publikationen an sich stellen muß, nicht genügt. Dr. v. Gulat-Wellenburg.

Namenlose Betrüger.

Zu diesem Thema, das Graf Perovsky in Heft 4 des 2. Jahrgangs unserer „Zeitschrift" angeschnitten hat, seien mir ein paar ergänzende Bemerkungen gestattet. Derartige Mithilfe bewußter oder halbbewußter Art, sei es auch nur durch Vernachlässigung der Kontrolle, mag öfter vorkommen als man glaubt, und die Erfahrungen Vintons im Braunauer Schneider-Zirkel (siehe dieses Heft S. 75 ff.) scheinen dafür neue Belege zu liefern. Denken wir auch an den Fall Laszlo in Budapest, wo drei angesehene Männer an dem Schwindel mitwirkten, denen man das nicht zugetraut hätte. Dazu kommen noch unbewußte Mithilfen der Kontrollpersonen durch Lockerung der Kontrolle od. dgl., woran nach den dahingehenden lehrreichen Experimenten Dr. R. W. Schultes nicht zu zweifeln ist (siehe dessen Bericht hier I, 1926, Heft 4). Herrn Pater Norbert Brühl verdanke ich einige Hinweise, die in das gleiche Thema gehören. Über das Mitwirken von Sitzungsteilnehmern am Betruge finden sich ein paar Bemerkungen in der von Otto Siemens in Leipzig herausgegebenen Zeitschrift „Suggestion" (Nr. 126, Mai 1921). Hier heißt es: „Eine Fehlerquelle ist so albern, daß sie niemand glaubt: neben einer unerkannten Täuschung fühlt sich der eine oder andere Besucher veranlaßt, mitzutäuschen, eine Manie, der Gebildete im plötzlichen Impuls unterliegen im Zustand einer momentanen Effekthascherei. Beim Erwischen wird die Ausrede „Ulk" gewählt. Beim Nichterwischen resp. Nichtfestnageln sinkt die „hellseherische Leistung" in das Reich der Vergessenheit. Ein nachträgliches Beschuldigen wird mit Entrüstung zurückgewiesen, — ganz ehrlich, denn es ist verdrängt... Bei telekinetischen Experimenten war nicht das „Medium" Betrügerin, sondern unabhängig voneinander drei skeptische Teilnehmer, die ich seit Jahren als hochgebildete Menschen kannte...". — Und R. Gerling schreibt in seiner Schrift „Der Spiritismus" (1921, S. 100): „Als

[1]) Band II der Sammlung „Der Okkultismus in Urkunden", herausgegeben von Prof. Max Dessoir, Berlin 1925, Ullstein.

ich eine Spiritistin in Beantwortung ihrer Vorwürfe fragte: ‚Ja, können Sie wünschen, daß ich einen Meineid hätte leisten sollen?‘ erwiderte sie: ‚um unser liebes Medium zu retten (nämlich Anna Rothe) und für die gute Sache hätte ich es getan‘.“

Es ist also ein sehr gefährliches Glatteis, auf das sich der okkultistische Forscher begibt. Graf Carl v. Klinckowstroem.

Was ich am Wege fand.

Von Dr. *G. Klamp.*

Vor einiger Zeit — etwa Mitte Mai 1927 — erlebte ich beim Unterrichte meiner Klasse (der Obertertia des Gymnasiums) folgenden höchst lehrreichen Fall, der, wie ich glaube, als Musterbeispiel einer unechten Gedankenübertragung bezeichnet werden muß und mir darum der Mitteilung wert erscheint. Ich behandelte mit den Schülern gewisse Sprachgesetze, zu deren Erläuterung sie selbst Beispiele suchen sollten. Wer beschreibt nun mein Erstaunen, als einer derselben, Fr., mir ein Wort nannte, das ich gerade in Gedanken hatte. Ich dachte im ersten Augenblick an Telepathie und vermeinte, einen echten Fall von Nah-Telepathie vor mir zu haben, bis ich bei ruhiger Überlegung und Vergegenwärtigung aller beim Zustandekommen dieser Erscheinung beteiligten Faktoren das Voreilige dieses Schlusses und die Unrichtigkeit meiner Annahme erkannte. Auch hier lag, wie noch bei allen bisherigen beobachteten Erscheinungen, dieser Art, nichts weiter als Hyperästhesie vor. Ich erinnere mich deutlich, daß die Schüler mit der Antwort, nachdem ich meine Frage gestellt hatte, zögerten. Ich mag mir nun das Wort, an das ich intensiv dachte, stumm, d. h. innerlich (vor Ungeduld) vorgesprochen haben, wobei ich es aber nicht etwa leise vor mich hergesagt haben kann, da es dann doch vor allem die mir zunächst Sitzenden gehört haben müßten. Der besagte Schüler Fr. war der einzige, der sich nach kurzer Zeit zum Worte meldete, und gerade er saß halbrechts von mir am weitesten weg. Also bleibt nur die Möglichkeit, daß ich unbewußt Lippenbewegungen ausgeführt haben muß, die allerdings so minimal gewesen sein müssen, daß nur ein sensitiv überempfindlich Veranlagter sie bemerken konnte; vielleicht haben auch mit oder ohne jene Bewegungen Vibrationen des Kehlkopfes stattgefunden, die der Hyperästhesie des Empfängers genügenden Stoff zur Nachbildung boten, zumal das Wort zwei Gutturale am Anfang jeder Silbe enthielt (es lautete gi-gas; griechisches Wort, das „Riese“ bedeutet). Hinzu kommt, daß ich, soweit ich mich kenne, ausgesprochener Motoriker bin, bei dem sich unversehens das Wortdenken vielfach in inneres Sprechen umwandelt. Auf der anderen Seite handelt es sich um einen durch Krankheit körperlich zurückgebliebenen, schwächlichen, nervösen, übrigens visuell veranlagten Jungen von zarter Körperkonstitution, mit gleichwohl äußerst fein ansprechendem Sinnesapparat. So waren in diesem Falle alle Bedingungen gegeben. die den Schein einer „Telepathie der Nähe“ erzeugen konnten.

NB. Zu dem oben geschilderten Fall möchte ich noch nachträglich folgendes bemerken: Fest steht, das es sich hierbei um unechte Telepathie handelt, doch scheint mir die oben gegebene Erklärung nicht über jedem Zweifel erhaben. Es könnte nämlich auch Zufall mit im Spiele gewesen sein, insofern, als rein zufällig. veranlaßt durch die Fragestellung, dieselben Gedächtnisdispositionen sowohl bei mir als bei dem betreffenden Schüler im gleichen Augenblick in mobilen Zustand versetzt wurden, womit die Reproduktion desselben Wortes auch auf der anderen Seite gegeben war. Dies um so mehr, als das Wort, wovon ich mich nachträglich überzeugte, in der Grammatik an erster, also an hervorragender Stelle steht und sich auf diese Weise dem Schüler seinerzeit, das ist etwa vor einem Jahre, besonders einprägte. Ich selbst habe öfters nach dieser Grammatik unterrichtet. Kein Wunder daher, daß mir gerade dieses Wort bei jener Gelegenheit in den Sinn kam und als erstes aus meinem unterbewußten Ge-

dächtnisbesitze auftauchte. Bemerkt werden muß auch noch, daß der besagte Schüler ein ausgezeichnetes Gedächtnis besitzt. (Was übrigens seine Sehschärfe betrifft, so ist sie mehr als normal, wovon ich mich heute auf experimentellem Wege überzeugen konnte.) Nach wiederholter Erwägung des Für und Wider neige ich nun doch der zweiten Erklärung zu, da sie ungleich einfacher ist und „simplex sigillum veri", die Wahrheit sich mit Vorliebe ins Gewand des Einfachen kleidet. Doch ist jene Erklärung auch möglich und nicht rundweg abzuweisen. Fragt sich allerdings nur, welche von beiden die plausiblere ist. Und da gebe ich der zweiten unbedenklich den Vorzug vor der ersten.

Zeitschriftenreferate.

Psyche.

In der (nicht okkultistischen) Vierteljahrsschrift „Psyche", London (Kegan Paul, Trench, Trubner & Co.), Nr. 26, vom Oktober 1926, S. 15—30, hat sich der Professor der Psychologie an der Harvard-Universität zu Cambridge (Mass.), William Mc Dougall, über den Fall Margery geäußert. Er war mehrfach an Sitzungsreihen mit diesem Pseudomedium beteiligt und gelangt zu dem gleichen Verdikt wie Dr. W. F. Prince und andere (vgl. hier II, Heft 3, S. 244/45). Wir können uns darauf beschränken, auf die allgemeinen methodologischen Grundsätze hinzuweisen, die Mc Dougall aus seinen Erfahrungen ableitet und die auch für uns lehrreich sind. So heißt es S. 16: „Es ist sehr leicht, ausführliche Berichte von Sitzungen mit Medien zu schreiben, die keine falschen Behauptungen enthalten und den Durchschnittsleser zu der Erklärung veranlassen: entweder ist dies echter Mediumismus, oder der Berichterstatter ist ein Lügner oder ganz inkompetent. Allein ein solcher Bericht kann infolge Auslassung wichtiger Details — Details, die entweder unbeobachtet geblieben oder nicht protokolliert worden sind — einen gänzlich falschen Eindruck erwecken." Daher hält Mc Dougall mit Recht den Standpunkt der Margery-Partei, daß der Beweis für die Echtheit mit den Sitzungsprotokollen stehe und falle, für verkehrt. So konnte er z. B. selbst dreimal die „Levitation" einer auf dem Tisch liegenden Leuchtscheibe im Dunkeln, bei zuverlässiger Hand- und Fußkontrolle, beobachten. Die ersten beiden Male war er sehr überrascht, beim drittenmal aber vermochte er festzustellen, daß der Kopf des Mediums sich aus der Kontrolle befreit hatte, und daß die Levitation mit dem Munde geschah. Mc Dougall sagt dazu, er habe nicht die moralische Verpflichtung gehabt, von seiner Beobachtung sogleich Kenntnis zu geben; er habe das auch nicht getan und trotzdem das Protokoll der Sitzung unterzeichnet, das mithin keinen Hinweis auf seine Entdeckung enthielt. So berichtet also dieses Protokoll von einem gänzlich unerklärlichen Phänomen und beweist dennoch nichts! Derartige Beispiele, sagt Mc Dougall, könne er häufen. — Wenn jeder Sitzungsteilnehmer sogleich jede verdächtige Beobachtung mitteilen müßte, dann würde er niemals Aussicht haben, zu einem sicheren Urteil oder zum Aufdecken von Betrug zu gelangen.

Der Verfasser erörtert dann die drei Möglichkeiten des Vorgehens, die dem Untersucher physikalisch-mediumistischer Phänomene offen stehen. Einmal kann man bei der ersten besten Gelegenheit, wenn man dessen sicher ist oder den starken Verdacht hat, daß Betrug vorliegt, zu einem entlarvenden Zugriff schreiten. Mc Dougall hat das in mehreren Fällen mit Erfolg getan. Der Erfolg dieses Vorgehens hängt aber oft vom Zufall ab und verfehlt sehr oft, die anderen Teilnehmer, insbesondere die okkultistischen, zu überzeugen, die in der Dunkelheit und in der momentanen Verwirrung dem rapiden Ablauf der Vorgänge nicht zu folgen vermögen. Und das Medium wird alles abstreiten, so lange es kann. Aber auch im Falle eines ausreichenden Erfolges wird unter Umständen die Wirkung

eine geringe sein: die Anhänger des Mediums werden dieses verteidigen und allerhand Ausflüchte finden, wie jene, daß alle echten Medien gelegentlich unbewußt schwindeln. Der Entlarver, so werden sie sagen, habe wahrscheinlich unter allen Umständen Betrug aufdecken wollen, sogar auf Kosten der Wahrheit und der Ehre.

Ach, Mc Dougall sagt uns damit nichts Neues!

Eine zweite Methode ist die, die Versuchsbedingungen so zu treffen, daß man gegen Tricks vollständig gesichert ist; wenn man z. B. die telekinetische Bewegung von Gegenständen innerhalb einer versiegelten Flasche verlangt, usw. Dies Verfahren empfiehlt sich für diejenigen, die von dem gelegentlichen Vorkommen echter Phänomene überzeugt sind. Es wurde unter der Leitung von Dr. Comstock von der Kommission des „Scientific American“ mit Margery angewendet, während eines Teils der Sitzungen. Diese Experimente führten zu keinem Ergebnis.

Die dritte Methode, die Mc Dougall selbst im Fall Margery angewendet hat, ist die folgende: Annahme der vom Medium angebotenen Versuchsbedingungen in der Hoffnung, daß man, wenn wirklich echte Phänomene vorkommen, die Überzeugung von ihrer Echtheit wird gewinnen können; und daß man, wenn Tricks zur Anwendung gelangen, bei wiederholten Gelegenheiten und bei scharfer Beobachtung diese oder wenigstens etwas vom modus operandi wird entdecken können.

Innerhalb dieses Verfahrens gibt es nun weiterhin mehrere Möglichkeiten. Die eine besteht darin, sich auf ein bestimmtes Phänomen, z. B. ein solches anscheinender Telekinese, zu konzentrieren, und dann aus den Bedingungen heraus, die man glaubt erreicht zu haben, sich darüber schlüssig zu werden, ob es auf natürlichem Wege hat erzeugt werden können oder nicht. Nach dieser Methode hat Dingwall bei Margery gehandelt. Sie ist nach Mc Dougalls Ansicht sehr fragwürdiger Natur. Er bevorzugt die zweite Möglichkeit: mit möglichster Sorgfalt auf alles zu achten, was im Sitzungsraum und außerhalb desselben vorgeht, soweit das eben möglich ist. Dann alle so gewonnenen Beobachtungen miteinander zu vergleichen, einschließlich derjenigen, die auf den ersten Blick nur eine geringe Bedeutung zu haben scheinen. Auf diese Weise sammle man im Laufe mehrerer Sitzungen eine Menge Beobachtungsmaterial; jede einzelne Beobachtung ziehe man in Betracht; man wäge die Möglichkeiten gegeneinander ab und suche allmählich zu sicheren Schlüssen zu gelangen. Es mögen Dinge vorkommen, die im Augenblick der Beobachtung ganz unerheblich erscheinen, die aber später, im Vergleich mit anderen, Bedeutung gewinnen. Dingwall hat nach Ansicht Mc Dougalls diesen Gesichtspunkt vernachlässigt.

Hat nun bei Anwendung dieses letzteren Verfahrens der dritten Methode der Beobachter in einer Reihe variierter Sitzungen keinerlei Verdachtsmomente wahrnehmen können, so mag er sich mit Recht auf der Spur supranormaler Tatsachen fühlen. Wenn jedoch die gesammelten Beobachtungen auf Betrug deuten? Soll er aufhören, wenn er einmal einen Trick mit Sicherheit hat beobachten können? Nein, er sollte so lange mit seinen Versuchen fortfahren, bis er für eine Reihe von Phänomenen die gleiche Sicherheit der trickmäßigen Erzeugung gewonnen hat. Für alle Phänomene wird das unter den gegebenen Verhältnissen meist unmöglich sein, wenigstens war das so bei Margery. Denn dieses Medium hat eine bemerkenswerte Geschicklichkeit in der Erfindung von Neuheiten gezeigt: es wechselte das Programm, wenn die Sache brenzlich wurde.

Es ist nicht ohne Reiz, die Erfahrungen des amerikanischen Psychologen mit den an anderen Medien gewonnenen Erfahrungen — z. B. bei der Zugun — zu vergleichen. Was die Okkultisten im Falle Rosenbusch-Zugun als „Falle“ hinzustellen beliebten, ist das dritte Verfahren Mc Dougalls, nur mit der Verbesserung, daß in unserem Falle mehrere Beobachter mit verteilten Rollen nach bestimmtem Plane einander in die Hände arbeiteten. Der Vergleich der verschiedenen Protokolle, in denen möglichst auch alle dem Anschein nach ganz be-

deutungslosen Beobachtungen registriert wurden, ergab dann eine völlig klare Aufdeckung des ganzen Tricksystems. Leider scheint aber alles, was über die notwendige Methodik bei mediumistischen Sitzungen von seiten der Kritik gesagt wird, in den Wind gesprochen. Die Okkultisten wollen nicht daraus lernen.

Ist nun etwa Mc Dougall auch ein solcher böswilliger Skeptiker, dem man Voreingenommenheit, Unehrlichkeit usw. vorwerfen darf? Sollte man das nicht vermuten dürfen, da er ja dasselbe sagt, was wir in unserer Zeitschrift nicht müde werden, immer zu wiederholen? Nein. Er ist vielmehr seit mehr als 20 Jahren Vorstandsmitglied der englischen S.P.R. und war im Jahre 1920/21 sogar deren Präsident. Im Laufe dieser 20 Jahre hat er als aktiver Arbeiter auf diesem Forschungsgebiet gewirkt und ist seit 1897 oft genug gegen eine materialistisch-mechanistische Weltauffassung aufgetreten. Vielfach ist er an mediumistischen Untersuchungen beteiligt gewesen, aber in keinem Fall hat er, wie er sagt, bis jetzt den Beweis für die Echtheit paraphysischer Phänomene erhalten können. Alles sprach vielmehr für Betrug und Tricks. Im „Forum" (April 1926) hat er seinen Standpunkt präzisiert. Das gleiche gilt nach Mc Dougall für den Physiker Dr. Daniel Comstock, der trotz aller aufgewendeten Mühe im Falle Margery ebenfalls zu einem ablehnenden Schlußurteil gelangt ist.

* * *

Im „Dreimännerbuch" (S. 416) wurde bereits auf die Ähnlichkeit zwischen dem Schneider-Zirkel in Braunau und dem Goligher-Zirkel hingewiesen. Letzterer ist zerfallen, nachdem der ganze Spuk aufgeklärt werden konnte. Nun scheint auch der erstere von seinem Schicksal ereilt werden zu sollen. Und zwar war es auch hier einem Engländer vorbehalten, die erste Bresche in die Festung zu schlagen: dem Mitgliede der Londoner S. P. R. Warren Jay Vinton, der im Aprilheft 1927 der „Psyche" über seine Erfahrungen in Braunau ausführlich Bericht erstattet hat (S. 3—45, mit einer Photographie des Sitzungsraumes und 3 Planskizzen): „The famous Schneider Mediumship. A critical Study of Alleged Supernormal Events."

Vinton hatte an 4 Sitzungen mit Willy Schneider in London teilgenommen, aber nur ganz geringfügige Phänomene zu sehen bekommen, die durch Blasen leicht hätten erzeugt werden können. Er hatte dann Gelegenheit, zusammen mit dem Ehepaar Dingwall einer Sitzung im Schneiderschen Familienzirkel in Braunau beizuwohnen (am 30. Juli 1926), denen (ohne Dingwall; warum, werden wir noch sehen) weitere 9 Sitzungen in den folgenden 3 Wochen dortselbst folgten, wovon 5 mit Rudi, 4 mit Willy als Medium (bzw. Hauptmedium). Hier war Vinton Zeuge von weit kräftigeren Phänomenen, die nach seiner Ansicht, wenn echt, in weitem Maße eine vollständige Revision der biologischen und physikalischen Wissenschaften erfordern würden. Da noch niemand vor Vinton eine so lange Zeit im Braunauer Milieu als Beobachter tätig war, so erscheinen seine Mitteilungen von besonderem Interesse, zumal damit zum erstenmal sorgfältig angestellte Beobachtungen über Braunauer Sitzungen vorliegen. Vinton beginnt mit einer Schilderung des ganzen Milieus und des allgemeinen Eindrucks, den er von den einzelnen Mitgliedern der Familie Schneider und ihres Freundeskreises gewann. Vater Schneider, dessen Vertrauen Vinton zu gewinnen wußte, machte ihm zunächst den Eindruck eines schlauen, aber offenherzigen Mannes; aber diese Ansicht mußte Vinton bald korrigieren.

Die ersten drei Sitzungen waren so reich an aufregenden Phänomenen, daß Vinton während derselben nicht zur Niederschrift von Protokollnotizen kam. Seine Erfahrung lehrte ihn aber, daß ein chronologisch geführtes Protokoll über die Phänomene und alle sich zugleich abspielenden Ereignisse (von Vinton im Original gesperrt) durchaus erforderlich ist. Nach der Sitzung niedergeschriebene Notizen sind ohne Wert für eine kritische Analyse.

Von den ersten drei Sitzungen gibt Vinton nur eine allgemeine Beschreibung. Das ganze Milieu wirkte stark emotionell und machte geneigt, an

den übernormalen Charakter der Erscheinungen zu glauben. Aber Vintons kritischer Sinn blieb auch hier so weit wach, daß er sich der Trivialität der gebotenen Phänomene bewußt blieb, die im übrigen durch einen Helfershelfer hinter dem Kabinettvorhang leicht hätten erzeugt werden können und in sich selbst nichts Übernormales boten. Die Bedingungen, die bei den Sitzungen eingehalten werden mußten, erschienen ihm höchst verdächtig: sie liefen darauf hinaus, die Beobachtung nach Möglichkeit zu erschweren und direkte Aufdeckung von Betrug praktisch unmöglich zu machen (S. 17). (Wer lacht da?) Insbesondere ist die Kontrollperson, zu der stets der skeptischste Teilnehmer ausgewählt wird, völlig jeder Aktivität beraubt, und alle übrigen Zirkelbsitzer sind in die Hand- und Fußkette fest eingeschlossen. Erst nach der dritten Sitzung erhielt Vinton einen Platz, der ihm gestattete, wenigstens die rechte Hand für Protokollnotizen frei zu haben. Die Beleuchtung wird als „almost darkness" bezeichnet. Das äußerst schwache Rotlicht wird zutreffend als die ungünstigste Lichtfarbe für die Beobachtung erkannt. Zudem hing die Rotlichtlampe unmittelbar vor den Augen der Zuschauer. Auch die Leuchtbänder am Vorhang des Kabinetts hatten nur den Effekt, die Aufmerksamkeit darauf zu lenken und nichtleuchtende Körper in der Nähe für das Auge völlig verschwinden zu lassen. Man kann sich danach vorstellen, mit welcher Genauigkeit die Phänomene, etwa eine „teleplastische Hand" oder ein „Phantom", perzipiert werden konnten. Dazu kommt noch die Draperie des Ganzen schwarz in schwarz: schwarzer Vorhang, schwarzer Bodenbelag, schwarzes Tuch auf dem Tischchen usw.; ferner ständiger Lärm durch Geschwätz und Musik und die starken spasmatischen Bewegungen des Mediums, an dessen Seite stets als Hilfsmedium der Bruder Karl saß. Kurz, die Bedingungen erweckten sämtlich den Eindruck, als seien sie dazu da, um mit Erfolg Betrug zu verbergen (S. 19). Es ist immer die gleiche Geschichte, aber die Okkultisten wollen es noch immer nicht wahr haben.

Warum geht man nun dennoch auf derartige Bedingungen ein, fragt Vinton, obwohl man sich damit jeglicher Aussicht beraubt, einen Helfershelfer abzufassen oder den Betrug aufzudecken? Weil man sonst überhaupt keine Phänomene zu sehen bekommen würde. Und warum bricht man nicht im gegebenen Moment diese Bedingungen, wenn man z. B. gerade die Anwesenheit eines Helfershelfers im Kabinett argwöhnt? Einmal, weil man sich als Gast gebunden fühlt, „to play game"; dann, weil ein solcher Zugriff leicht erfolglos bleiben kann: es ist alles so arrangiert, daß man im Augenblick niemals mit Sicherheit weiß, wo man zugreifen soll. Der Helfershelfer wird in der Dunkelheit und Verwirrung die größeren Chancen haben und leicht entschlüpfen. Und ein solcher Entlarvungsversuch würde für immer alle weiteren Aussichten abschneiden. Und schließlich hatte Vinton die Hoffnung — die freilich von Sitzung zu Sitzung immer mehr schwand — daß einmal dem Medium „Ektoplasma" entströmen würde, welches er dann im gegebenen Augenblick würde ergreifen können. Vinton hat auf einen Zugriff verzichtet. Statt dessen hat er versucht, solche Änderungen und Ergänzungen in der Kontrolle zu erreichen, die ihm ermöglichen würden, deduktiv von dem zugleich eintretenden entsprechenden Wechsel im Auftreten der Phänomene auf den modus operandi Schlüsse zu ziehen.

Da die Phänomene in sich nichts Übernormales boten, so konnte höchstens die Art ihrer Produktion übernormal sein. Vinton fragte sich, welche normalen Mittel zur Erzeugung dieser Phänomene hätten angewendet werden können. Als Ausführende kamen in Betracht: 1. das jeweilige Medium (Willy oder Rudi); 2. der Bruder Karl, der stets neben dem Medium saß; 3. andere Zirkelsitzer; 4. Personen im Zimmer, außerhalb des Zirkels; 5. ein Helfershelfer im Kabinett. Vinton untersucht diese fünf Möglichkeiten, wobei er betont, daß natürlich nicht nur eine derselben jeweils in Frage kommt. Es können vielmehr allerhand Kombinationen zusammenwirken, auch braucht ein und dasselbe Phänomen ja nicht stets auf die gleiche Art zur Darstellung gebracht zu werden.

Zu 1.: Willy bzw. Rudi konnte durch Blasen oder durch seinen Ellbogen

bei seinen konvulsivischen Bewegungen beispielsweise die Vorhangbewegungen erzeugen. In zwei Sitzungen vermochte Vinton eine solche Tätigkeit des Mediums festzustellen. Auch bei anscheinend sicherer Kontrolle konnte das Medium auf kurze Zeit die eine oder die andere Hand aus der Kontrolle befreien. Und gar bei Kontrolle durch ein Familienmitglied oder befreundeten Helfer hätte es eine ausgiebige Wirksamkeit entfalten können. Aber die Hauptphänomene (z. B. das Phantom im Vorhangschlitz) können nicht auf seine Rechnung geschrieben werden.

Zu 2.: Karl stand unter weit lockererer Kontrolle. Gewöhnlich saß er links neben dem Medium; in der 7. Sitzung, als der befreundete Major Kalifius die Kontrolle hatte, drang er, wie Vinton, mit ziemlicher Sicherheit beobachten konnte, in das Kabinett ein.

Zu 3.: Der Familie befreundete Zirkelsitzer können im Verlauf der ersten acht Sitzungen viel zu den Phänomenen beigetragen haben. Da immer nur wenige auswärtige Teilnehmer zugegen sind, sitzen meist mehrere Familienangehörige oder Freunde nebeneinander, und die Hand- und Fußkette konnte so unbemerkt leicht gelöst werden. Vinton bemerkte oftmals die durch ein Armleuchtband gekennzeichnete Hand des Majors Kalifius (der als Freund der Familie zu betrachten ist) in freier Bewegung, während er angeblich das Medium kontrollierte.

Zu 4.: Stets waren Leute im Zimmer, die nicht im Zirkel saßen, z. B. Vater Schneider. Vinton konnte diesen in Strümpfen (!) ständig im Zimmer umhergehen hören. Die drei Zugangstüren zum Sitzungsraum wurden während der Sitzungen oft geöffnet und geschlossen, neue Teilnehmer traten ein, andere entfernten sich. Der Bruder Franz insbesondere kam und ging nach Belieben. Es kann daher keineswegs als ausgeschlossen gelten, daß jemand mit einem Stock über die Köpfe der Zirkelsitzer hinweg irgendwelche „Phänomene“ erzeugt haben mag.

Zu 5.: Immerhin gab es gewisse Phänomene, die mit den ersten vier Möglichkeiten nicht erklärt werden konnten, z. B. eine in der Vorhangspalte des Kabinetts erscheinende Hand. Dieses Phänomen hätte die Anwesenheit eines Gehilfen im Kabinett erfordert. Da dieses vor den Sitzungen untersucht werden durfte, erhob sich die Frage: Konnte während der Sitzung ein Helfershelfer in das Kabinett eindringen? Diese Kardinalfrage untersucht Vinton besonders gründlich. Das Kabinett hatte keinen geheimen Eingang und keine besonderen Trickvorrichtungen. Auch das in der Kabinettecke befindliche Doppelfenster war von innen geschlossen, im übrigen 20 Fuß über dem belebten Marktplatz von Braunau gelegen. Ein Helfershelfer konnte also nur vom Zimmer aus in das Kabinett gelangen. Und dies war in der Tat nach Vinton lächerlich einfach. Keine der drei Türen des langgestreckten Sitzungsraumes wurde abgeschlossen, so daß sich unschwer jemand einschleichen konnte. An der Hand der Planzeichnung legt Vinton dann dar, wie diese Person um den Zirkel herum an der Fensterseite in das Kabinett hineingeschlüpft sein kann. Die einzige schwierige Passage auf diesem Wege bot der geringe Zwischenraum zwischen dem Stuhl der Kontrollperson und einem daneben an der Wand stehenden Büfett. Vinton selbst suchte, als er selber kontrollierte, diesen Zugang dadurch zu versperren, daß er den Stuhl unmittelbar an das Bufett heranrückte. Aber der „Geist“ Olga verlangte ein engeres Zusammenrücken des Zirkels und machte dadurch diese Sicherung illusorisch. Auch über ein Sofa an der anderen Längswand des Zimmers, das mit dem einen Ende bis an das Kabinett heranreichte, konnte ein Helfershelfer in das Kabinett gelangen, wenn dieses Sofa während der Sitzung von Mitgliedern oder Freunden der Familie besetzt war. Auch wird, wenn ein Auswärtiger dort sitzt, dieser oft zum Platzwechsel aufgefordert oder aus irgendeinem Grunde zum Aufstehen genötigt, so daß ein Mithelfer Zeit hatte, über das Sofa hinweg, wenn nötig, seinen Weg zu nehmen. Vinton selbst hat die Benutzung der anderen Passage beobachtet.

Der Raummangel läßt es nicht zu, im einzelnen wiederzugeben, wie sich in den letzten sieben Sitzungen, in denen Vinton genaue Protokolle mit Minutenangaben führte, zunehmend die Betrugsindizien für ihn und Miß Helen Augur, die ihn dabei unterstützte, zur Aufdeckung des ganzen Betrugssystems logisch zwingend zusammenschlossen. Wir können hier nur das Wichtigste herausgreifen.

In der 4. Sitzung (mit Rudi) drängte sich Vinton zum erstenmal der unabweisliche Verdacht der betrügerischen Mitwirkung der Familienmitglieder auf. Im dritten Teil dieser Sitzung, unter der Kontrolle des Mediums durch die amerikanische Spiritistin Mrs. Cannon, erschien eine Hand aus dem Innern des Kabinetts. Gleich darauf wurde Vinton vom Vater Schneider aufgefordert, das Kabinett zu untersuchen — bei Dunkelheit selbstverständlich. Vinton fuhr bei dieser Gelegenheit bis in die Ecke nahe dem Stuhl des Mediums und weiter und spürte dort ein Etwas wie eine zusammengekauerte Gestalt, die sich hinter den Stuhl des Mediums duckte. Leider setzte er seine Untersuchung nicht fort und verließ in seiner Überraschung das Kabinett. Vinton meint, der Helfershelfer (vermutlich der Bruder Karl) habe nicht mehr genügend Zeit gehabt, sich auf dem oben beschriebenen Wege rechtzeitig zurückzuziehen. In der 5. Sitzung (mit Willy) erschien ein Phantom in der Vorhangspalte. Vinton fiel dessen Ähnlichkeit mit den Musselingardinen des Kabinettfensters auf. Er stellte so gut er konnte fest, wie weit das untere Ende des Phantoms vom Fußboden entfernt blieb und überzeugte sich nach der Sitzung davon, daß die besagte Gardine, wenn man sie bis zur Vorhangspalte zog, genau so weit reichte. Bei den folgenden Sitzungen steckte Vinton die Gardine vorher stets fest, und das „Phantom" zeigte sich niemals wieder.

Für die 6. Sitzung am 12. August 1926 hatte Vinton ein aus drei Teilen bestehendes, stoffbespanntes Gestell von ca. 1 m Höhe herstellen lassen, mit welchem das Kabinett einschließlich des davorstehenden Tischchens vom übrigen Sitzungsraum abgesperrt wurde. Er wollte damit die beschriebenen Zugänge zum Innern des Kabinetts abriegeln. In dieser Sitzung hatte ein von Vinton als „curiously simple and bewildered" geschilderter Braunauer Sprachlehrer die Kontrolle des Mediums (Rudi), nachdem Miß Augur von dieser Tätigkeit abgesetzt worden war. Diese sowohl wie Vinton selbst hörten plötzlich aus der Gegend des Mediums einen eigenartigen metallischen Ton. Auf sofortige Frage wurde ihnen mitgeteilt, der Sprachlehrer habe seine Brille, die ihn in der Westentasche störte, auf das Bufett neben ihm gelegt (wo sie aber nach der Sitzung nicht lag). Vinton führt dieses Geräusch auf die Öffnung eines „reaching-rod", d. i. eines zusammenlegbaren stabartigen Hilfsmittels zur Erzeugung „telekinetischer" Phänomene, zurück. Denn unmittelbar nach diesem Geräusch begannen die Kabinettvorhänge und Gegenstände auf dem Tischchen vor dem Kabinett sich zu bewegen, und zwar in ganz anderer Weise als in den vorhergehenden Sitzungen, in denen die Bewegungen sichtlich vom Innern des Kabinetts ausgingen. Diesmal waren es Bewegungen, wie sie von einem Stabe hätten erzeugt werden können. Auch zeigte sich diesmal keine Geisterhand, obwohl „Olga" ihren Namen in Vintons Notizbuch schrieb, welches er auf das Tischchen gelegt hatte. Dieses Phänomen geschah aber unter dem Schutze des bis über das Schutzgestell herübergezerrten linken Vorhangflügels. Vinton läßt die Frage offen, ob der geistig nicht gerade bevorzugte Sprachlehrer absichtlich oder unbewußt die rechte Hand Rudis für diese Produktionen freigab.

In der folgenden Sitzung wurde in raffinierter Weise Vintons Schutzmaßnahme des Gestells unwirksam gemacht. Hierbei hatte Major Kalifius die Kontrolle des Mediums (Willy). Dieser Herr hatte die Gewohnheit, sich als diktatorischer Sitzungsleiter aufzuspielen und wies Vinton und Miß Augur Plätze auf dem Sofa, also an der vom Medium am weitesten entfernten Stelle, an. Nur dank ihrer Energie vermochte Miß Augur durchzusetzen, daß sie wenigstens neben Major Kalifius sitzen durfte. Aber dieser verbaute ihr durch seinen breiten Rücken mit offenbarer Absicht jeden Einblick in die Ecke, wo Willy und

Karl saßen. Wieder wurde der metallisch klingende Ton vernehmbar, und diesmal sollte ein schwerer Fingerring des Majors der Anlaß dazu gewesen sein, den der Major nach seiner Angabe auf das Büfett neben ihm legte (wo er sich nach der Sitzung nicht fand). Die Kabinettvorhänge gerieten dann wieder in Bewegung, wobei ein Stück Leuchtband in der Nähe des Mediums, das Vinton dort vorsorglich befestigt hatte, abgerissen wurde. Damit war den Beobachtern die Möglichkeit genommen, Gegenstände wahrzunehmen, die vom Medium her in die Gegend des Vorhanges bewegt wurden. In dieser Sitzung traten wieder Phänomene im Innern des Kabinetts auf. Das wurde jedoch nur dadurch möglich, daß auf raffinierte Weise das Schutzgitter so verschoben wurde, daß der Zugang in der Ecke hinter dem Stuhl des Mediums freigemacht wurde. Die so geschaffene Öffnung verschloß Major Kalifius, wie Vinton feststellen konnte, vor Wiederherstellung des Weißlichts mit einer Bewegung seines Fußes. Der Bruder Karl, dessen Atem während der Phänomene aus der Richtung seines Sitzes neben dem Medium nicht mehr zu hören war, wie Miß Augur feststellte, war offensichtlich dabei im Kabinett tätig. Vinton und Miß Augur konnten durch nachträgliche Messungen konstatieren, daß durch Verschieben des Schutzgestells ein Zugang von gut 2 Fuß Breite geschaffen worden war.

Für die nächste Sitzung hatte Vinton zwei ihm bekannte englische Damen mitgebracht, die er bei einem Ausfluge nach Salzburg getroffen hatte. Er hatte damit zwei weitere vertrauenswürdige Beobachter gewonnen. Rudi sollte seine berühmte Levitation zeigen, aber es wurde nichts daraus. Das Schutzgitter fand diesmal keine Verwendung, und Vinton und Miß Augur gewannen wiederum die Gewißheit, daß ein Helfershelfer im Kabinett tätig war, der kurz vor Ende der Sitzung, wie genau zu hören war, das Zimmer verließ. Miß Augur durfte mehrfach unmittelbar nach Auftreten von Phänomenen das Kabinett untersuchen (im Dunkeln), wobei sie besonders darauf achtete, ob der Zugang hinter dem Stuhl des Mediums offen oder geschlossen war. Jedesmal fand sie diese Passage versperrt: der Stuhl des Mediums stand an der Wand: Rudi ließ den Helfer jedesmal durch Vornüberkippen seines Stuhles hinein- und hinausschlüpfen, verhinderte aber durch Zurückkippen seines Stuhles Miß Augur an einer weiteren Untersuchung der verdächtigen Ecke.

Die beiden letzten Sitzungen veranstaltete Vinton in seinem Hotelzimmer mit Benützung des diesmal am Boden befestigten Schutzgitters, im übrigen mit der üblichen Anordnung des Kabinetts usw. Um Willys Kopf zu kontrollieren legte ihm Vinton ein Band mit einem Leuchtpunkt an der Stirn um den Kopf. Er wollte damit das Blasen verhindern. Aber der kluge Willy blies doch: schwache Vorhangbewegungen waren das einzige, das er zustande brachte. Er hatte es dabei verstanden, das Band so zu verschieben, daß der Leuchtpunkt über seinem linken Ohr saß. Gegen das Leuchtband am Vorhang des Kabinetts vermochte Miß Augur Willys Profil zu sehen, während der Leuchtpunkt ihr zugewandt blieb. Da sich Willy außerstande sah, weitere Tricks zur Anwendung zu bringen — diesmal hatte er keinen Helfershelfer zur Hand — so preßte er „grausam" die Hände der ihn kontrollierenden Miß Augur, bis diese gern die dreistündige negative Sitzung schloß. Ebenso ergebnislos verlief die letzte, die 10. Sitzung mit Rudi unter den gleichen Verhältnissen in Vintons Hotelzimmer am 19. August. Rudi versuchte erst gar nicht zu schwindeln. Vinton benutzte dann noch das ganze Arrangement, um auf Grund seiner Entdeckungen den Damen Miß Augur und Miß Hollister eine „Amateurvorführung" zu geben und war selbst erstaunt, mit welch einfachen Mitteln die ganze mediumistische Phänomenologie mit ihrer aufregenden und mystischen Wirkung unter den gegebenen Verhältnissen erzeugt werden konnte.

Zu den Beobachtungen Vintons ist noch zu sagen: die von ihm festgestellten Tricks sind kein bloßer Gelegenheitsschwindel, in den (nach Lambert) ein geistesabwesendes Medium instinktiv verfallen könnte, oder ein „Nachhelfen". Es handelt sich offenbar um ein wohlvorbereitetes und raffi-

niert durchgeführtes Täuschungssystem mit wohlüberlegtem Zusammenarbeiten mehrerer Personen, ähnlich wie im Goligher-Zirkel oder bei Eva C. in Algier. Diese Art von taschenspielerischen Leistungen schließt unbewußten Betrug aus und beweist, daß Willy und Rudi überhaupt keine echten Medien sind. Wenn trotzdem in München bei strengerer Kontrolle allerlei gelang, was bisher unerklärlich geblieben ist, so kann man daraus nicht schließen, daß etwa Willy neben seinen Trickleistungen auch echte zur Verfügung hat. Man kann das vielmehr nur als eine Bestätigung der Tatsache auffassen, daß bei dem traditionellen Schema derartiger Sitzungen und ohne Hinzuziehung von Taschenspielexperten und geschulten Experimentalpsychologen der sichere Betrugsausschluß überhaupt unmöglich ist.

Eine merkwürdige Mitteilung, die Vinton S. 24/25 seines hochinteressanten Aufsatzes macht, dürfen wir nicht übergehen. E. J. Dingwall hatte schon 1925 den starken Verdacht einer Teilnahme von Helfershelfern im Schneider-Zirkel, und die Londoner Sitzungen mit Willy im Jahre 1926, die bekanntlich äußerst schwach ausfielen, hatten diesen Verdacht nur verstärkt. Dingwall hatte sich auch in diesem Sinne geäußert. Dies war Dr. Frhrn. v. Schrenck-Notzing hinterbracht worden. Was tat nun Dr. v. Schrenck-Notzing? Lud er Dingwall, den Research Officer der S.P.R., zu Sitzungen ein, um ihm die Haltlosigkeit dieses Verdachtes unter zwingenden Bedingungen zu demonstrieren? Im Gegenteil: als er von Dingwalls Absicht hörte, im Sommer 1926 nach Braunau zu kommen, da schrieb er einen warnenden Brief an Vater Schneider (den dieser Herrn Vinton zeigte). Das nennt sich wissenschaftliche Forschung! Dr. Rosenbusch und ich wußten sehr gut, warum wir es streng vermieden, Dr. v. Schrenck-Notzing von den Betrugsindizien etwas wissen zu lassen, die wir bei Eleonore Zugun entdeckt hatten. Der Erfolg dieses warnenden Briefes war, daß Vater Schneider Herrn Dingwall nur unter der von v. Schrenck-Notzing geforderten Bedingung einer schriftlichen Zurücknahme des von ihm ausgesprochenen Verdachtes zu Sitzungen mit Willy zulassen wollte. Er begnügte sich dann, als Dingwall das verweigerte, damit, Willy vor Dingwall zu verstecken, so daß dieser in der Tat zusammen mit Vinton nur an der ersten Sitzung mit Rudi teilnehmen konnte.

Herr Dr. v. Schrenck-Notzing hat mich durch Vermittlung von Dr. Tischner seine Ansicht über den Wert der Sitzungen im Schneider-Zirkel wissen lassen. Ich füge daher meiner Besprechung nachträglich noch diesen kurzen Absatz ein. Dr. v. Schrenck-Notzing verurteilt in seinem Schreiben vom 31. Juli 1927 an Dr. Tischner streng die Unordnung, Leichtfertigkeit und Oberflächlichkeit bei den Versuchsbedingungen in den Braunauer Sitzungen. Er habe auf diese Schlamperei keinen Einfluß. Wiederholt habe er sich veranlaßt gesehen, mündlich und brieflich darauf hinzuweisen, mit dem dringenden Ersuchen an Vater Schneider, die Beobachtung seinen Gästen zu erleichtern und alle Mißstände abzustellen. Von dieser seiner Auffassung hat er aber Vinton offenbar kein Wort gesagt, vielmehr auf geäußerte Zweifel die Familie Schneider als „good as gold" bezeichnet (S. 35). Es muß auch auffallen, daß der Brief, den Dr. v. Schrenck-Notzing betr. Dingwall an Vater Schneider schrieb, bei diesem gerade die entgegengesetzte Wirkung einer Erleichterung bei der Teilnahme an den Sitzungen hervorrief und, nach Vinton, einen bereits formulierten Text für die von Dingwall zu fordernde Zurücknahme seines Betrugsverdachtes enthielt, von welcher seine Zulassung abhängig gemacht wurde (!). Ich finde das ebensowenig entschuldbar, wie das Ansinnen Dr. v. Schrenck-Notzings an Dr. Tischner, gelegentlich des Metapsychischen Kongresses in Paris über den Fall Zugun zu referieren, ohne die Feststellungen über den Betrug dieses Mediums zu erwähnen, um keine Zweifel an der Echtheit der Phänomene aufkommen zu lassen! Sollte Dr. v. Schrenck-Notzing noch nichts davon gehört haben, daß es die grundsätzliche Aufgabe jeder Wissenschaft

ist, der Wahrheit zu dienen? Diktatur, Vertuschungs- und Tintenfischpolitik sind Methoden, die sich mit diesem Prinzip nicht vereinigen lassen.

Wir brauchen dem Bericht Vintons nichts hinzuzufügen. Wenn wir auch mit Vinton nicht glauben, daß sich die Okkultisten in ihrem Glauben dadurch wankend machen lassen werden, so scheint uns doch das Ende der Braunauer mediumistischen Festspiele in greifbare Nähe gerückt. Dafür spricht noch eins. Vinton hatte den Eindruck, daß Willy recht bedrückt schien. Willy hatte auch Vinton gegenüber ausgesprochen (S. 7), daß er beabsichtige, seine Tätigkeit als Medium aufzugeben und sich seinem Beruf als Zahntechniker zu widmen. Er habe die Sache satt. „Ich fühlte oft", sagt Vinton, „daß Willy im Begriff stand, mit mir noch offener über seine Lage zu sprechen; aber er tat es nicht". Vielleicht wird er sich doch über kurz oder lang dazu entschließen, der Wahrheit die Ehre zu geben. Graf Carl v. Klinckowstroem.

Zeitschrift für Parapsychologie.

Mai 1927.

Herr Dr. Kröner veröffentlicht den Sammelbericht über die Untersuchungen des Mediums Eleonore Zugun, veranstaltet in Berlin, November 1926 bis Januar 1927. Er wird zweifellos in den Debatten der Nächstbeteiligten noch eine Rolle spielen, so daß hier auf ein inhaltliches Referat verzichtet werden kann.

In seinem Aufsatze „Indische Gauklerkünste und physikalischer Mediumismus" kommt Prof. C. Zimmer auf Graf Klinckowstroems frühere Ausführungen über den „Seiltrick" zurück, den letzterer für mehr als eine Legende hält und auf halluzinationserzeugende Massensuggestion zurückführt. Zimmer hält das Vorkommen des Seiltricks sowie die Existenz von suggestiv erzeugten Massenhalluzinationen nicht für erwiesen. Allerdings hat ihm Herr Baron v. Plessen berichtet, er habe in Indien eine Menge gesehen, geschart um einen Gaukler, der den bekannten Mangobaumtrick vorführte. Ein anwesender Engländer habe Plessen erregt gefragt: „Sehen Sie den Baum nicht? Der ist eben emporgewachsen." Plessen dagegen sah nichts als einen Sandhaufen. Hier, meint Zimmer, habe sicher eine suggestive Halluzination vorgelegen, aber es fehle die Gewähr dafür, daß die anderen Zuschauer sie auch hatten, daß es eine Massenhalluzination war. Vielleicht war es nur die gelegentlich entstandene Autosuggestion einer besonders dazu disponierten Einzelperson.

Gewiß, die Bekundung Plessens allein würde Massenhalluzinationen und ihr Mitwirken bei Gauklertricks noch nicht beweisen, aber sie gibt anderen, vollständigeren Beobachtungen dieser Art verstärkte Kraft. Es wäre recht auffallend, wenn ein wacher Mensch plötzlich eine so weitgehende, bei Taschenspielerleistungen im Hellen gewiß nicht übliche Halluzination gehabt hätte, sofern nicht der Gaukler es darauf angelegt hätte, derartige Erscheinungen hervorzurufen, und die nötige, so oft behauptete Routine für solche Parforcesuggestionen besessen hätte. Die Annahme, daß speziell trainierte Suggestionskünstler zu solchen Einwirkungen fähig sind, ruht aber keineswegs allein auf dem Seiltrick. Man denke an die von Graf Perovsky berichtete Fakirelevation (diese Zeitschrift I, 3, S. 196), die schlechterdings nur durch suggestive Massenhalluzination zu erklären ist; an den Fall des Mahatma Agamaya Guru Paramahamsa, der nach dem Berichte des Geographen Dr. Franz Graf Larisch in Oxford vor den Augen von 6—8 ihn anstarrenden Männern plötzlich wie ein Phantom verschwand und später behauptete, er habe von Anfang an nicht dort gesessen, sondern habe den Kreis nur suggestiv beeinflußt (Klinckowstroem im „Wiesbadener Tageblatt" 1927, Nr. 129); an eine ähnliche Leistung des Hypnotiseurs Paulsen, deren Berichtsstelle ich jetzt nicht angeben kann; an die Mitteilungen Prof. Otto Stolls über altmexikanische Zauberdiebe, die die gesamte Bewohnerschaft der Häuser, die sie ausplündern wollten, einheitlich in Hypnose versetzten („Suggestion und Hypnose in der Völkerpsychologie", Leipzig, Veit,

1904). Am Vorkommen solcher Suggestionswirkungen läßt sich also kaum zweifeln.

Nun meint Zimmer weiter, wenn dergleichen vorkommt, so würde es geeignet sein, viel oder alles in den Sitzungen physikalischer Medien zu erklären. Selbst wo die Photographie das Teleplasma zeigt, sei es nicht ausgeschlossen, daß das Medium den eingeschmuggelten Stoff mit Hilfe der Suggestion anfangs für die Teilnehmer unsichtbar gemacht habe und zum Schluß auf die gleiche Weise verschwinden lasse. (Vor Jahrzehnten machte Aksákow gegen Ed. v. Hartmanns zu weit getriebene Halluzinationshypothese geltend, daß allzu oft physische Wirkungen der medialen Leistungen übrig blieben, die sich nicht mehr durch Halluzinationen deuten ließen, und daß man nicht je nach Bedarf dieselbe Sache auf zwei verschiedene Weisen erklären dürfe. Man hielt damals Hartmanns Sache für geschlagen, jetzt läßt Zimmer sie durch seine neue Wendung wieder aufleben.) Wenn er auch nicht glaube, daß der ganze physikalische Mediumismus sich auf diese Weise wegerklären ließe, so sei doch seine Zurückführung auf einheitliche, natürliche Gründe, wie Referent sie versucht habe, erkenntnistheoretisch so bestechend, daß man sich mit dieser Deutung jedenfalls gründlich auseinandersetzen müsse. Das werde freilich eine teure Sache sein, denn man brauche dazu die Verfilmung ganzer Sitzungen, also unseres Erachtens Tausende von Metern Film.

Ich glaube, diese großen Summen werden sich ersparen lassen. So berechtigt auch meines Erachtens die möglichst strikte Durchführung des wissenschaftlichen Ersparnisprinzips auf parapsychologischem Gebiete ist, so sind doch suggestiv erzeugte Massenhalluzinationen namentlich im modernen Europa eine zu seltene Erscheinung, als daß ein nüchterner Forscher auf den Gedanken kommen würde, den ganzen physikalischen Mediumismus auf sie zurückzuführen. Schon die Tatsache, daß die Annahme solcher Kollektivhalluzinationen sich auf wenige, immer wieder zitierte Fälle stützt, beweist ihren beschränkten Spielraum. Gewiß kann solche Massensuggestion bei vereinzelten okkulten „Wundern" in Frage kommen. Wenn eine kürzlich aufgetauchte Zeitungsnotiz, nach der eine Person vor den Augen der Zuschauer zu winziger Größe zusammengeschrumpft sei (vgl. dieses Heft S. 67), wirklich auf Wahrheit beruht, so ähnelt dieser Fall der vorerwähnten Fakirelevation und würde die gleiche Erklärung verlangen. Aber sie paßt eben nur hier und da, nicht überall. R. Baerwald.

Buchbesprechungen.

Dr. med. Ferdinand Maack: Talisman Turc, ein Beitrag zur magisch quadratischen Dechiffrierung von Liebes- und Krankheits-Amuletten. (Verlag Dr. Madäus & Co., Radebeul, Bezirk Dresden.)

Die jüdische Mystik und Geheimwissenschaft gipfelt in der Kabbala und ein integrierender Teil derselben besteht in der bekannten Zahlenspekulation. Ein besonderes Gebiet der letzteren bilden die magischen Quadrate, deren es eine Unzahl von Spielarten gibt, die zu allerhand Beschwörungszeremonien gebraucht wurden und werden, denn der Glaube an Amulette ist mal wieder auf ansteigender Kurve. Die Araber haben diese Spielerei aufgenommen und ausgebaut; bei ihnen und in allen angrenzenden Gebieten findet sie gläubige Verehrer.

Daß unter den überlieferten Amuletten manche mit Schreib- und Zeichenfehlern behaftete Seltenheiten sich finden, ist begreiflich; daß moderner Geist sich bemüht, hinter diese Fehler zu kommen und den richtigen Text herzustellen,

ist kulturhistorisch betrachtet zu begrüßen. Daß aber aus diesen Untersuchungen weitere Schlüsse gezogen werden und ganz neue Systeme von magischen Quadraten entstehen, kann nur für Spezialforscher von Interesse sein.

Wenn Ferdinand Maack, der bekannte okkultistische Philosoph, uns darüber erzählt, so folgen wir, so weit uns dies, ohne die angezogene Literatur prüfen zu können, möglich ist, gerne. Er geht hier von einem seltsamen, bisher unerklärt gebliebenen, Talisman Turc genanntem Amulett aus und beweist uns, daß in dem, dem Jupiter heiligem, Vierer-Quadrat ein, der Venus heiliges, Siebener-Quadrat verborgen lag. Diese beiden Glückssterne vereinigen ihren Einfluß auf den Träger des Symbols.

Im weiteren betrachtet Maack das Hexeneinmaleins des Goetheschen Faust als das Ergebnis eines Verwandlungsprozesses eines natürlichen Quadrats in ein magisches Quadrat, vergißt aber dabei anzugeben, daß Referent im Jahre 1921 in den „Psychischen Studien", Seite 387, bereits eingehend eine ganz ähnliche Erklärung veröffentlicht hat, in der auch das magische Quadrat in arabischen und in hebräischen Zahlzeichen dargestellt war. Maack steht also hier nicht die Priorität des Gedankens zu.

Weiter folgt eine interessante Exkursion über das bekannte Sator-Quadrat, wobei auch dies als ein Ausdruck der Tabula Smaragdina erläutert wird.

Aus der Überlagerung zweier und mehr Quadrate (also deren Addition oder Subtraktion) folgen dem Uneingeweihten schwerverständliche Formen derselben, die Maack mit Glück als Sinusschwingungen der Physik ähnlich analysiert. Allerlei Progressionen und Perioden liegen darin verborgen, deren ausführliche Besprechung Maack in Aussicht stellt. Albert Hofmann.

Dr. med. Julius v. Ries: „Einige okkulte Phänomene." Bern, P. Haupt, 1927. 16 S.

Die wenigen, aber inhaltsreichen Blätter dieser Broschüre beschreiben verschiedene Tricks, mit deren Hilfe angebliche okkulte Erscheinungen bewerkstelligt worden sind. Ein Couéist behauptete, seinen Herzschlag durch Suggestion hemmen zu können. In seiner rechten Hand gelang ihm auch die Sistierung des Pulses, doch beobachtete Ries, daß währenddessen seine Schläfenadern weiterpulsierten, und schließlich gestand der Wundermann lachend ein, seine Leistung durch einen festen, in die rechte Achselhöhle gepreßten Apfel vollzogen zu haben, durch dessen Druck er den Blutstrom der Schlagader abgedrosselt hatte. (Eine ähnliche, noch kunstvollere und schwerer durchschaubare Form des gleichen Tricks hat Henning in der Zeitschrift für Psychologie, Bd. 98 geschildert. Vgl. unsere Zeitschrift, Jahrgang I, Heft 2, S. 149.) Daß ein Zigeuner einen Schädel sich selbsttätig bewegen läßt, indem er einen Maulwurf in der Schädelkapsel einschließt, ist ein mäßig erfundenes, allzu bekanntes Kunststück. Ein Medium ließ in einer spiritistischen Sitzung Rosen von der Decke fallen und produzierte Paraffinabgüsse materialisierter Geisterhände. Bei der Nachuntersuchung sah Ries eine verräterische grüne Blattlaus über das weiße Leibchen des Mediums kriechen und zog, hierdurch mißtrauisch geworden, an einer im Genitale sichtbar werdenden Schnur, wobei ein zur Zigarettenform zusammengerollter, aufblasbarer Gummihandschuh zutage kam, an dessen Fingern die Nägel durch gebogene, angeklebte Plättchen nachgebildet waren. In der gleichen Sitzung hatten sich schwebende leuchtende Schleierbildungen gezeigt, die Darbietungen waren so vollkommen gewesen, daß Ries von ihrer Echtheit anfangs überzeugt gewesen war.

In Bern war eine Heilmagnetiseurin, Frau Eugenie Isaeff-Jolivet aufgetreten, über die ein Laureat der Berner Universität, Dr. Bertholet, ein Buch mit dem Titel: „Les Preuves de l'Existence du Magnétisme Animal. Une Guérisseuse mystique moderne", herausgegeben hatte. Es enthielt Photographien von „Effluviographien", d. h. von Einwirkungen des magnetischen Fluidums, das

angeblich aus der Hand der Dame strömte, auf photographische Platten. Ries versuchte gleichfalls, solche Effluviographien der Frau J. mit trockenen Platten zu erzielen, aber vergebens. Bertholet belehrte ihn über die richtige Methode: Die Platte mußte mit der Schichtseite nach unten in eine Glasschale gelegt werden, die vier Ecken mußten auf Glasböckchen aufliegen, so daß die Mitte freischwebend blieb (also Vibrationen zugänglich war). Die Schale mußte mit Entwicklerflüssigkeit soweit gefüllt sein, daß die Bromsilbergelatineschicht der Platte in sie eintauchte. Legte das Medium dann die Hand auf die Glasscheibe der freischwebenden Platte, so entstanden wirklich die geschilderten Bilder der Hand auf der Platte. Aber v. Ries vermutete, hier könne eine Zersetzung durch Wärme in Frage kommen. In der Tat rief auch ein mit warmem Wasser gefüllter Glasbecher auf der Platte unter dieser Versuchsanordnung ein Bild hervor. Doch fehlte die Hauptsache: Die „magnetischen Strahlen", die eigenartige Schraffierung der ersten Effluviographien. Doch hier lag die Möglichkeit vor, dieselbe könnte eine Folge des die Flüssigkeit in rhythmische Vibrationen versetzenden Pulsierens der lebenden Hand sein. Er ahmte sie nach, indem er eine Uhr auf das Becherglas legte, und nun bekam er die gewünschte Schraffierung. Ein Gummihandschuh, mit warmem Wasser gefüllt und mit der Uhr belastet, veranlaßte ein Handbild, das sich in nichts mehr von den Effluviographien der Frau Isaeff unterschied. Hierdurch ist zwar nicht die Emanationshypothese an sich widerlegt — zu diesem Ende müßte man sich mit den Experimenten von Alrutz, A. Hofmann, Wendler, Müller, Cazzamalli auseinandersetzen — wohl aber die Annahme, daß diese Hypothese durch die Einwirkung des Fluidums auf die lichtempfindliche Platte bewiesen worden ist. R. Baerwald.

H. Stoltenhoff: Kurzes Lehrbuch der Psychoanalyse. F. Enke, Stuttgart 1926.

Während Freud und seine engere Schule mit der endgültigen Darstellung der psychoanalytischen Technik zurückhalten und sich in ihren offiziellen Lehrinstituten um sie bemühen, bringt der Verfasser, sichtlich ein Schüler Stekels, dieses Buch für den Praktiker, beschwert durch kein Bedenken und kein Problem. In jeder Richtung Stekelsche Faktur. Von der „negativen Übertragung" z. B. wird gar nicht gesprochen! Das Buch kann nur dazu dienen, halbwilde Analytiker zu schaffen, nicht: wilde zu zähmen. E. Hitschmann (Wien).

Dr. med. Reinh. Müller: Über sog. Yogawunder. Mit 3 Abb. In: „Der Erdball", Berlin, 1. Jahrg., 1926, Nr. 3, S. 81—90.

In der vorliegenden gründlichen und auf voller Beherrschung der Indologie beruhenden Studie untersucht der Verfasser kritisch die sog. Yogawunder nach ihren genetischen und geschichtlichen Elementen. Yoga bedeutet eine religionsphilosophische Weltanschauung im indischen Kulturkreis, die zwar als eine Weiterentwicklung der Sâmkhya-Lehre angesprochen werden kann, in ihren Wurzeln aber bis in die graue Vorzeit hinaufreicht. Yogin ist ein Sammelbegriff. Garbe hat früher den Namen „Fakir" als Einheitsbenennung gewählt, was aber mit Recht beanstandet worden ist. Der Yoga entspricht nicht dem speziellen Zweck der Zauberei; aber die Yogalehre enthält ein System praktischer Übungen, die auf derartige Künste hinauslaufen, wie sie sog. „Fakire" ausüben oder auszuüben vorgeben. Es wäre nach Müller falsch, diese Lehren auf Wirklichkeitsvorgänge analysieren zu wollen, anstatt sie als Legenden- und Sagengut schlechtweg hinzunehmen. Müller untersucht dann derartige Künste wie das Lebendigbegraben, das Seilwunder, die angeblichen Levitationen usw. auf ihre legendären und religiösen Grundlagen in der Yogalehre. Der Fall Haridas — Haridas, der 1873 starb, hat keineswegs den Lebenswandel eines Heiligen geführt — wird in diesem Sinne eingehend behandelt. Derartige Dinge entziehen sich mehr oder weniger einer wissenschaftlichen Erforschung nach abendländischen Methoden.

Graf Carl v. Klinckowstroem.

Hugo Dingler: Der Zusammenbruch der Wissenschaft und der Primat der Philosophie. München. Verlag Ernst Reinhardt, 1926. gr. 8°, 400 S. Preis brosch. 13 RM.

Es ist hier nicht der Ort, dieses außerordentlich bedeutsame Werk des Münchener Mathematikers und Erkenntnistheoretikers ausführlich zu besprechen. Da er aber auch die okkulten Phänomene in den Kreis seiner Betrachtungen einbezogen hat, so soll wenigstens mit ein paar Worten darauf hingewiesen werden.

Dingler weist nach, daß unsere Wissenschaft heute auf demselben Punkte steht wie am Ausgang des Altertums die antike Philosophie, deren Zusammenbruch mit dem Einmünden in den philosophischen Skeptizismus erfolgte. An der Philosophie, Mathematik und theoretischen Physik zeigt Dingler, wie auch heute wieder alle Grundlagen ins Wanken gekommen sind, die unantastbar erschienen. Aber er bleibt nicht — wie Spengler — bei der Resignation stehen, er zeigt uns vielmehr einen Weg zum Entrinnen aus dem Chaos, zum Wiederaufbau. Diesen Weg hat er bereits in der 2. Auflage seiner „Grundlagen der Physik" (Leipzig 1923) gewiesen: er nennt seine Lösung die „reine Synthese". Um zu allgemein gültigen Sätzen zu gelangen, bleibt nichts übrig, als selbst die Sätze festzulegen, sich auf Axiome zu einigen, die für allgemeingültig gelten sollen, und nach Annahme dieser selbstgesetzten Bestimmungen alle Fälle, die ihnen widersprechen, durch anderweitige Erklärung — durch „Exhaustion" — dem System anzugliedern. So gelangt Dingler zu einem ausgereiften philosophischen System. — Für uns ist es interessant, wie sich ein so scharfer und überlegener Kopf wie Dingler zum Problem des „Wunderbaren" stellt. Dingler setzt sich im Rahmen seines Systems speziell mit der Telepathie, der Telekinese und Materialisation, und der Astrologie auseinander. Er erkennt die Telepathie — unter der er aber Hellsehen mit einbegreift— in gewissem Umfange an, soweit nämlich hier das Unterbewußtsein und eine sehr fein arbeitende psychologische Einfühlung mitsprechen. Zu den sog. paraphysischen Phänomenen stellt er sich ebenso wie der Referent. Er weist auf die Gefahr hin, daß man, wenn man vom Standpunkt einer rein empiristischen Anschauung an die Probleme herantritt, leicht irgendwelchen scheinbaren Tatsachen erliegen kann, und deutet auf das Beispiel der Hexenprozesse, welches zeigt, wie solche Indizien entstehen und sich sammeln können. —

Das Buch von Dingler stellt hohe Anforderungen an den Leser. Nach meinem Dafürhalten ist es eine der bedeutendsten literarischen Erscheinungen unserer Zeit. Und niemand dürfte geeigneter sein als gerade Dingler, diese äußerst schwierigen Fragen zu klären, da er zugleich Mathematiker und Philosoph ist, der das Handwerkszeug beider Disziplinen beherrscht. Nur er konnte eine solche großzügige Synthese von Naturwissenschaft und Philosophie schaffen, wie sie in dem vorliegenden Werk in glänzender Diktion geboten ist.

Graf Carl v. Klinckowstroem.